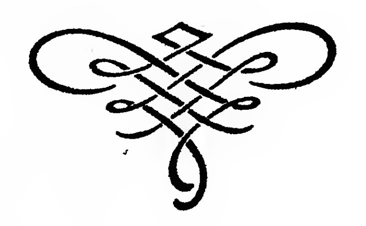
Ernst von Wolzogen

Die Gloriahose



E. von Wolzogen:

Die Gloria-Hose.



Illustrirt von F. Reiss

Verlag von Carl Krabbe. Stuttgart.


F. Reiss

Die Gloriahose

's Meikatel und der Sexack

Zwei Geschichten

von

Ernst von Wolzogen

Illustriert von **Fritz Reiß**

Siebente Auflage
61.—65. Tausend

Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gußmann

Druck von Emil Hochdanz A.-G., Stuttgart

Die Gloriahose



Frau! Frau!“ rief der Pfarrer Kannepich ganz aufgeregt in die Küche hinein. „Gieb dem Boten einen Bittern, ’s ist ein Brief gekommen — vom hohen Kirchenregiment.“

Die Frau Pfarrerin stand eben am Waschfaß und wusch die Wäsche des Jüngsten aus. „Ein Brief!“ rief sie und riß vor Schreck die

Augen weit auf. Und dann trocknete sie sich die Hände oberflächlich an der Schürze, rieb die bloßen Arme auf ihren Hüften ab und nahm aus den zitternden Fingern ihres Mannes das gefährliche Schreiben entgegen. Sie drehte es nach allen Seiten hin, betrachtete bald das große Amtssiegel, bald die Adresse und reichte es endlich vorsichtig wieder zurück: „'s ist wirklich an dich, Kannepich — na, da werd' einer klug draus!"

Damals, zu Anfang dieses Jahrhunderts war es, noch vor der Franzosenzeit, kam der Briefbote nur gar selten in das abgelegene Dörfchen hoch oben im Thüringer Walde, wo der hochwürdige Gotthilf Kannepich Seelsorger war. Der gute Mann hatte absolut gar keine Korrespondenz, nicht die geringsten Beziehungen zur Außenwelt und kaum irgendwelche zu seinen kirchlichen Behörden, die ihn seit einer ganzen Reihe von Jahren in seinem toten Winkel schier vergessen zu haben schienen. Das war ihm auch sehr recht so, denn er hatte einen wahrhaft kindlichen Respekt vor allem, was mit der hohen Obrigkeit, sei es geistliche oder weltliche, zusammenhing, und kam sich ihr gegenüber stets etwas armsündermäßig vor, denn er war sich wohl bewußt, daß er weder ein Schriftgelehrter, noch ein Gewaltiger des Wortes, noch ein Heiliger sei und überhaupt nicht eine einzige imponierende Eigenschaft besitze — es sei denn seine Eigenschaft als Vater von sieben noch unvermählten Töchtern. Aber in seiner Einfalt und Demut war er ein guter Christ, und er hatte eine

eigne Art, den Leuten tröstend zuzureden und wurde von ihnen hoch verehrt wegen seines Verständnisses für alle Leiden des lieben Viehes.

Nachdem der Briefbote seinen Bittern genossen und sich verabschiedet hatte, eilte die Pfarrerin in ihres Mannes Stube. Anna und Lieschen, die sechs und vier Jahre alten Töchterchen, hatten sich an ihren Rock gehängt und mit hineinschleppen lassen; Lore, die fünfzehnjährige, kam mit der Jüngsten auf den Armen nach und alle starrten bestürzt den alten Vater an, der mit dem geöffneten Schreiben ganz geknickt in seinem Lehnstuhl saß.

„Modice, Modice, Modice!“ seufzte der Pastor mit verzweifeltem Frageton vor sich hin.

„Was ist's denn? Lieber Himmel, Kannepich, du bist ja ganz blaß!“ rief die Frau und stützte ihre derben Fäuste auf den Tisch, indem sie sich zu ihrem Gatten hinüberbeugte.

„Modice will er haben, Frau. Weißt du nicht, was Modice ist?“

„Wer denn?“

„Der neue Supperdent kommt zur Visitation am Sonntage. Modice will er haben, schreibt er.“

„Ist das was zum Essen?“

„Freilich, Freilich!“ Und der arme Pastor kratzte sich die Bartstoppeln gegen den Strich, wie er immer zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit war. „Weiß denn keins, was das ist?“

„Vielleicht der Herr Kandidat," wagte Lore nach einer längeren Pause schüchtern zu bemerken.

„Der Herr Kandidat! Immer der Herr Kandidat," brauste der Alte auf. „Ich will von dem Windbeutel ein für allemal nichts wissen."

„Aber Mann, der Herr Kandidat ist doch bei dem Grafen in Weimar Hauslehrer gewesen, der kennt gewiß alle die feinen Modegerichte und vielleicht kennt er gar den neuen Supperdenten selber."

Der Pastor kratzte immer aufgeregter mit dem Rücken seiner Rechten gegen seine Stoppeln. Was die Frau gesagt hatte, war ganz richtig; er hatte selbst gleich an den Kandidaten gedacht, aber — er zog seine Frau in die Fensternische und sagte ganz kleinlaut: „Siehst du, Luise, ich hab' ihm doch vor ein paar Tagen erst den Pelz gewaschen wegen seinem heimlichen Karressieren und Scharmieren mit unserm Dortchen und hab' ihm gesagt, daß er sich nicht unterstehen soll ..."

„Du wirst's ihm schön grob gegeben haben, dem armen, lieben Menschen," fiel ihm die Pastorin erregt ins Wort. „Wir haben doch, weiß der liebe Himmel, die Freier so nötig, wie 's liebe Brot, hier oben mit unsern Sieben. Ich möchte wissen, worauf du noch warten willst für unser Dortchen, und Malchen könnte auch schon daran denken ..."

„So bist du nu, Luise," unterbrach der Pfarrer

ihren Redefluß und wendete seufzend die Augen zum Himmel. „Gucke doch, wie die Kinder horchen. Geht emal 'naus, Kinder. — Ich werde doch mein gutes Dortchen nicht einem jungen Sausewind geben, dem dennoch weit mehr Studiosenunfug als Gottes Wort im Kopfe steckt und der noch lange laufen kann, bis er zu Amt und Würden kömmt. Über alte Leute lachen und mit seines Pfarres Töchtern Heimlichkeiten anzetteln, das kann er, aber ..."

„Siehst du, Kannepich, siehst du! Wer wird hitzig von uns beiden, wer red't, was nicht hergehört? Und was du da sagst, daß er Gottes Wort nicht im Kopfe hätte, das ist auch gar nicht wahr, denn er hat neulich, wie du das Zipperlein hattest, so herzbeweglich gepredigt, daß nicht einmal die alten Weiber eingeschlafen sind und mein Dortchen ist heimgekommen und hat geweint und gesagt: ‚Mutter, es wär' unverdiente Gnade, wenn ich den Johannes kriegte, aber einem andern Manne könnt' ich um nichts in der Welt wieder so gut sein!' Das hat sie gesagt."

Und die Frau Pastorin hätte noch lange nicht aufgehört, wenn nicht plötzlich die Thüre aufgeflogen und die zweite Tochter, Malchen, mit erhitztem Gesicht hereingelaufen wäre.

„Vater," flüsterte sie, noch halb atemlos. „Der Johannes, der Herr Kandidat, ist wieder mit der Doris im Garten und sie knutschen sich und küssen sich, daß es eine Schande ist."

„Ei du!“ rief der gute Pfarrer und versuchte sehr grimmig dreinzuschauen. „Da haben wir's! Soll ich jetzt vielleicht 'nausgehen und ihn schön bitten, wenn er sich an meinem Dortchen satt geschmatzt hätte, mich gefälligst anzuhören und mir einen guten Rat zu geben?“

„Ist ja auch nicht nötig, es wird dir schon noch selbst einfallen, was Modice ist,“ versetzte seine Gattin nicht ohne Schärfe und warf dem Malchen einen bösen Blick wegen seiner Zuträgerei zu, die gerade zur unpassendsten Zeit gekommen war. Darauf schritt sie sehr eilig hinaus und warf die Thür hinter sich.

„Modice!“ rief der arme Pastor in heller Verzweiflung ihr nach. „Modice! 'naus, Malchen, du Klatschbase, und daß du dich nicht mehr aus dem Hause rührst, bis ...“ Er wies mit strengem Blick nach der Thür, und Malchen, die den Vater nie so ernstlich böse gesehen hatte, begann vor Schreck zu weinen, als sie hinausging.

„Ach, diese Visitation! Modice — ich muß es wissen,“ jammerte der alte Herr vor sich hin, setzte in der Eile das Käppchen schief auf und lief spornstreichs zum Hause hinaus, das verhängnisvolle Schreiben noch in der Hand haltend.

Der Garten war durch eine Mauer vom Hofe des Pfarrhauses getrennt. Vor dem offenen Thore derselben blieb der Pastor eine Minute lang sinnend stehen. Dann nahm er eine große Prise, trat in den

Garten, schlug den einen Thorflügel zu, daß es dumpf krachte, und begann dann plötzlich laut, mit etwas zitteriger Stimme zu singen: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank ..."

Da leuchtete ja Dortchens helles Kleid hinter den Haselsträuchern. Der Herr Pfarrer blieb stehen, wandte den Haselsträuchern den Rücken und sang in die blaue Luft hinauf: „Erhebe Gott, o Seele." Hea-a-tschi! Ein erschütterndes Niesen unterbrach den frommen Morgengesang. Und dann zog er sein baumwollenes Sacktuch hervor und ließ mit Anstrengung aller Kräfte volltönende, langandauernde Trompetenstöße erschallen. Darauf wendete er sich vorsichtig wieder nach der Richtung der Haselsträucher um. Richtig, sie waren fort und hatten ihre Zeit wahrlich gut benutzt, denn schon im nächsten Moment kam der Herr Kandidat, Johannes Möbius, ganz harmlos vom Hause her auf den hochwürdigen Papa Kannepich zugegangen.

„Schönen guten Morgen, Herr Pastor. Ich hörte ihren Morgengesang und erlaubte mir einzutreten, um ..."

„Servus, Servus, Herr Kandidat. Ist mir eine rechte Freude, daß Sie mich einmal besuchen. Wir können ja gute Freunde bleiben, nicht wahr, wenn das auch mit meiner Ältesten ... na, wir wollen nicht davon sprechen."

„Ich komme eigentlich, um mich zu verabschieden. Ich will mich nämlich wieder nach einer Hauslehrer-

stelle umthun, da auf eine Anstellung noch keine Aussicht ist, und meinen Eltern hier möcht' ich nicht gern länger zur Last fallen."

„Ach, Sie wollen schon wieder fort, lieber Möbius? Das thut mir aber leid! Hören Sie, über den Sonntag müssen Sie aber noch bleiben, da kommt der neue Herr Supperdent zur Visitation und bleibt bei uns die Nacht."

„Ei wirklich, Herr Pastor!" rief Johannes, und es blitzte übermütig in seinen hübschen blauen Augen auf. „Der Herr Doktor Schneckenfett, nicht wahr? Den kenn' ich schon von Weimar her. Ein sehr gelehrter Herr und ein strenger Herr soll er sein, ein sehr strenger Herr, der's in allen Dingen gar so genau nimmt. Na, Herr Pastor, bei Ihnen hat's ja keine Not, Sie werden wegen dieser Visitation schon ruhig schlafen können."

O weh, wie wurde dem armen, alten Pfarrer bei dieser Nachricht zu Mute! In seiner Aufregung überhörte er ganz den Spott, der wohl in den letzten Worten des mutwilligen Kandidaten liegen sollte, und bemühte sich nur, unbefangen zu lächeln.

„Freilich wohl, freilich wohl," sagte er. Übrigens, da, lesen Sie selbst, was er schreibt." Und er reichte dem jungen Manne den Brief hin. Aufmerksam beobachtete er die Züge des Lesenden, die jedoch ganz ruhig blieben. Gleichgültig, mit einer kleinen Verbeugung gab jener das Schreiben zurück.

Der Herr Pastor hatte ein wenig Herzklopfen, aber es mußte heraus. Er räusperte sich stark und fragte dann mit einem unsicheren Aufblick: „Haben Sie's denn vielleicht schon emal gegessen?"

„Gegessen?" gab der Kandidat mit ungeheucheltem Erstaunen zurück.

„Nu ja, hier steht's doch." Und er faltete das Blatt wieder auseinander und las: „Wenn ich bezüglich des Essens einen Wunsch aussprechen darf, so sei es der: modice! Es ist mir so vielfach bei meinen Visitationen vorgekommen, daß die Herren in einer Weise üppig auftischten, wie es weder meinen bescheidenen Ansprüchen noch ihren Verhältnissen angemessen erschien. Darum modice, lieber Herr Amtsbruder, nicht wahr: modice!"

Es kostete dem Kandidaten gewaltige Mühe, dem guten Alten nicht laut ins Gesicht zu lachen. Daß eines Pfarrers Latein einmal so gänzlich zu Ende sein könnte, daß er nicht wüßte, daß modice „mit Maßen" hieß, hätte er nicht für möglich gehalten. Aber das war doch eine zu prächtige Gelegenheit, dem alten Papa für seine Hartherzigkeit in Sachen Dortchens einen kleinen Streich zu spielen, als daß er sie sich hätte entgehen lassen können. Er setzte also eine möglichst ernsthafte Miene auf und sagte: „Modice? Ach richtig — jawohl, freilich — das ist ja das neue Gericht, das in Weimar bei Hofe jetzt so Mode ist. Die Frau Großherzogin

muß es ihrem Manne allemal zum Geburtstage kochen. Kalbskopf in Sahne gebraten ist das; ich hab's bei meinem Grafen auch manchmal gegessen. Delikat, sage ich Ihnen, Herr Pastor. Ich habe mir das Rezept von dem gräflichen Koch geben lassen. Ich muß es noch zu Hause haben; soll ich's abschreiben für die Frau Pastorin?"

„Ach ja, bitte, lieber Möbius; Sie thäten mir einen großen Gefallen damit. Nicht wahr, man will's doch seinem Vorgesetzten gern recht gemütlich im Hause machen, und wenn so ein Herr seinen aparten Geschmack hat und obendrein drum bittet ... menschliche Schwäche, lieber Möbius. Eine feine Küche gehört freilich nicht zu einem guten Seelsorger, aber nu ja ... sehen Sie, so ist der Mensch nu 'mal — wir haben alle unsre kleinen Schwächen."

„Ja, und deine ist das Latein," dachte Johannes und versprach, das Rezept sofort abzuschreiben und in die Pfarre zu bringen.

„Kalbskopf in Sahne!" murmelte der Pastor und rieb sich vergnügt die Hände. „Ein strenger Herr soll er sein, ein sehr strenger Herr — aber wenn er seine Modice in Sahne gebraten kriegt —"

Das liebe, blonde Dortchen hatte von der Mutter schon Malchens Verrat erfahren und war auf das Schlimmste vorbereitet. Es stand am Herd und kochte und wischte sich immer ein Thränchen nach dem andern von den gesunden roten Wangen. Da kam

der Vater mit ungewöhnlich raschem, festen Schritt in die Küche und rief freudestrahlend: „Kalbskopf in Sahne!" Und dann erzählte er sein ganzes Gespräch mit dem jungen Möbius und tätschelte währenddessen sein schämiges Dortchen fortwährend auf die Backen.

Und nach kaum einer halben Stunde war auch der Kandidat wieder da mit dem Rezept in der Hand, noch naß von der Tinte. Dortchen guckte durch die Thürspalte und sah, wie ihm der Vater mit ausgestreckten Händen entgegenging. „Mein lieber, junger Freund!" sagte er. Da schlug Dortchens verliebtes, achtzehnjähriges Herz so stark vor Freuden, daß sie einen leisen, sehr hohen Jubelschrei ausstieß und ganz vergaß, Malchen die Augen auszukratzen, wie sie sich doch fest vorgenommen hatte.

Bald darauf, der Kandidat hatte sich wieder empfohlen, fanden sich alle neune zum Mittagessen zusammen. Vater, Mutter, Dortchen, Malchen, Lorchen, Klärchen, Anna, Lieschen und das allerkleinste, Gretchen in seiner Wiege, war auch dabei. Aber der Vater war auffallend ernsthaft und schweigsam, trotzdem sich das große Modice-Rätsel so glücklich für ihn gelöst hatte. Die Frau Pastorin fragte zwar mehrmals, was ihm denn sei, bekam aber nur ein ernstes „Warte nur!" zur Auskunft!

Nachdem das Gebet gesprochen worden, sagte der Pfarrer wichtig: „Kinder, geht emal 'naus. Dortchen, Malchen, bleibt emal da."

Dortchen wurde ganz rot und zitterte, Malchen freute sich, daß es nun am Ende doch noch für das Stelldichein hinter den Haselnüssen etwas setzen würde. Aber nichts dergleichen.

„Hört emal," begann der Alte und schritt bedächtig im Zimmer auf und nieder, „da hat mir der Kandidat von dem neuen Herrn Supperdenten Sachen erzählt, daß einem ..." Der Stoppelbart kratzte fürchterlich! — „So einen gestrengen Herrn haben wir noch nicht im Kirchenregiment gehabt." Er seufzte. Die Mutter und die Mädchen sahen sich ängstlich an.

„Kinder, ich bin ein bescheidener Mann, ich weiß nicht, ob meine Predigten gut oder schlecht sind und ob ich damit vor dem Herrn Supperdenten bestehen werde. In eine schlechtere Stelle kann er mich nicht versetzen lassen, denn das hier ist, Gott sei Dank, die schlechteste im Lande, und wie ich darauf auskomme und euch Siebene durchbringe, das weiß nur Gott und meine Luise." Er trat vor seine Frau und drückte ihr die beiden Hände.

Es war sehr feierlich und ängstlich, und die beiden großen Mädchen waren nahe daran, vor Rührung zu weinen.

„Na, aber wißt ihr, Kinderchen," fuhr der Alte fort, „wie ich immer sage: Nur immer heiter, der Herr hilft weiter! Wenn ich dem gelehrten Herrn auch zu einfältig predige, soll's ihm doch wenigstens bei uns im Hause gefallen — und dabei müßt ihr

mir helfen. Bei einem guten Essen kann man schon emal eine schlechte Predigt vergessen..."

„Kannepich," fiel hier die ungeduldige Frau Pfarrerin ein. „Könnten wir ihm nicht seinen Kalbskopf *vor* der Kirche auftragen?"

„Aber, Luise!" rief der Pastor aus und sah seine Frau mit mildem Vorwurf an. „Mit vollem Magen in die Kirche gehen? Nein, meine Predigt, mag sie werden wie sie will, muß er nüchtern hören. Kocht mir nur das Modice genau nach dem Rezept, Kinder, das wird ihm dann schon schmecken! Und dann auf den Abend..." Er stockte, er lachte kurz auf, kratzte sich im Bart und fuhr dann fort: „Nein, was es doch für närrische Menschen giebt! So vornehme Herren haben doch zu merkwürdige Grillen im Kopfe. Denkt euch, der Möbius, der den Herrn Supperdenten von Weimar her ganz genau kennt, hat mir erzählt, er hätte eine Passion für — ihr werdet mir's nicht glauben, Kinder, aber der Kandidat hat mir's selber erzählt, er wäre auch im ganzen Lande dafür bekannt — er hätte eine närrische Passion-fürs — Lichtputzen!"

„Fürs Lichtputzen?!" riefen die drei Zuhörerinnen erstaunt.

„Ja, fürs Lichtputzen. Ein komischer Herr, nicht war? Aber wenn er abends in seiner Studierstube sitzt und recht gelehrt zu arbeiten hat, dann müssen sie ihm immer eine halbe Mandel Lichter auf den

Tisch stellen, und wenn dann die Schnuppen so recht schön lang geworden sind, so richtige Räuber, dann macht er sich mit der Lichtputzschere darüber, und das macht ihm solchen Spaß, daß er davon immer die beste Laune und die tiefsten Gedanken kriegt."

„Herrjechen, nein!" rief die Pastorin und schlug die Hände zusammen.

„Na da!" sagte Malchen.

Dortchen allein schwieg und machte ein verlegenes Gesichtchen, denn ihr stiegen plötzlich einige Bedenken auf gegen die Wahrscheinlichkeit einer so überaus „närrischen Passion" — zumal für einen gelehrten Superintendenten. Sollte nicht ihr lieber Johannes sich einen etwas gewagten Scherz mit ihrem guten Papa erlaubt haben? Dortchen war gar nicht so dumm, wie sie es hätte sein dürfen als hinterwäldische Pfarrerstochter mit ganz wenig mehr als Dorfschulbildung. Seit sie ihren Kandidaten hatte predigen hören, merkte sie auch wohl, daß ihr alter Vater doch gar kein Redner vor dem Herrn war und daß er klugen Stadtleuten wohl etwas einfältig vorkommen mochte. Aber sie liebte ihn trotzdem inniger als die anderen Mädchen und war um sein Wohl besorgter als alle. Sie beschloß, ihren Liebsten bei nächster Gelegenheit gehörig ins Gebet zu nehmen. Finden wollte sie diese Gelegenheit schon, auch wenn sie Vater und Mutter darum ungehorsam sein mußte.

Es wurde nun eifrig Rat gehalten, wo und


F. Reiss

wie der Herr Superindendent unterzubringen sei, was alles zum Essen angeschafft werden mußte, wieviel Talglichter zu kaufen seien und so weiter. Und dann wurden die Kosten berechnet und geseufzt und der Bart gekratzt und überlegt, was man sich fürs nächste Halbjahr für Entbehrungen aufzuerlegen habe, um die unvorhergesehene Ausgabe zu decken.

Und als dies schwere Stück Arbeit erledigt, die Rollen verteilt und die Frauen an die Ausführung gegangen waren, da schloß sich der hochwürdige Pfarrer Kannepich in seinem Stübchen ein, nahm eine Prise nach der andern und überlegte, worüber er an dem Schreckenstage vor dem gelehrten Doktor Schneckenfett predigen sollte. Von seinen 52 fertigen Sonntagspredigten, die er Jahr für Jahr wieder aufwärmte, bestand keine vor seiner Selbstkritik. Er wollte es einmal mit einem freien Texte versuchen, nahm die Bibel vor und blätterte stundenlang mit nassem Finger darin, ohne etwas zu finden, worüber er sich etwas besonderes zu sagen getraute. Endlich ging er verzweiflungsvoll in den Garten hinaus und grub im Schweiße seines Angesichts ein Stück Land um. Dabei fiel es ihm endlich ein, worüber er predigen wollte und auch gleich die Einteilung dazu in fünf Teile, ganz neu und erbaulich. Nun schloß er sich wieder ein, arbeitete das Thema aus und legte sich abends nicht eher zu Bett, als bis er fertig war. Er schlief etwas unruhig die Nacht, denn er

träumte von Kalbskopf in Sahne und von qualmenden Talgschuppen und vom Doktor Schneckenfett mit der Lichtputzschere. Und dann kam der grimmige Superintendent und schnitt dem Kalbskopf à la modice mit der Lichtputzschere die Zunge heraus. Es war sehr schrecklich, aber trotzdem schlief der hochwürdige Gotthilf Kannepich gerade hierüber ein. —

Der furchtbare Sonntag war gekommen, die Bewohner der Pfarre seit dem frühesten Morgen in Aufregung und Geschäftigkeit. Der Pfarrer allein, der doch am aufgeregtesten war, stand heute später auf als sonst, weil er bis zu ungewöhnlich später Stunde seine Predigt memoriert und danach lange nicht hatte einschlafen können. Es war bereits acht Uhr vorbei, als er erst zum Rasieren vor den Spiegel trat. Hätte ihn sein Dortchen nicht zum Glücke beim Morgenkuß noch auf seinen gräßlichen Stoppelbart aufmerksam gemacht, so hätte er's in der Verwirrung vielleicht ganz und gar vergessen. Er hatte sich eingeseift und kratzte mit dem herzlich stumpfen Messer zum Erbarmen an seiner linken Wange herum, als er zu seinem Schrecken im Hausflur erst das Aufkreischen, Stürzen, Drängen, Schelten und Flüstern der Weiberschar und gleich darauf die volltönende, tiefe Stimme des Superintendenten vernahm. Die Hand mit dem Messer sank dem armen Pastor zitternd herab, in den steifen weißen Schaum der linken Backe bohrten sich langsam die ersten trägen Blutstropfen

hinein. Hilf Himmel, da stand er in Hemdärmeln, schwarzsamtenen Kniehosen, geflickten Strümpfen und Pantoffeln und wußte nicht aus noch ein! Sollte er ins Nebenzimmer laufen und hinter sich zuriegeln? Aber nein, von da gab's keinen andern Ausgang und die Frau hatte den guten Rock noch zum Ausbürsten draußen. Oder sollte er sich nur den Schaum abwischen und sich durch die Thürspalte entschuldigen?

Während er noch überlegte, trat der gestrenge Herr Doktor Schneckenfett, von der knicksenden Hausfrau geleitet, auch schon über die Schwelle und ohne weiteres auf den sich verlegen hin und her drehenden Kannepich zu. Ehe der noch ein Wort der Entschuldigung und Begrüßung zu stammeln vermochte, dröhnte ihn bereits der saftige Baß des Kirchenhäuptlings gemütlich an: „Keine Entschuldigung, lieber Amtsbruder, keine Entschuldigung! Ja, Sie haben wohl nicht gedacht, daß ich so früh hier hinauf kommen würde in Ihre Einsamkeit? Ich bin ein Frühaufsteher, Herr Amtsbruder, und halte Fuhrmannsstunden im Sommer."

Der arme Pfarrer glaubte aus den letzten Worten einen Vorwurf für sich herauszuhören und verbeugte sich linkisch einmal über das andere. Er stotterte ungeschickte Entschuldigungen über den wenig feierlichen Empfang — immer noch das Rasiermesser zwischen den zitternden Fingern und ohne dem hohen Gaste die Hand zu bieten. Er bemerkte plötzlich, daß

die Thüre weit offen stand und in derselben seine Frau, in gleichfalls unvollendetem Anzug, und hinter ihr die lebende Mauer der sieben Töchter, alle mit ängstlichen Augen, vorgestreckten Hälsen und offenen Mündern. Das vermehrte noch die Verwirrung des Ärmsten, er kam sich wie am Pranger stehend vor. Da winkte er halb ärgerlich, halb betrübt mit dem Messer gegen die Thür und rief leise das Wort, das er seit langen Jahren täglich unzähligemal zu wiederholen genötigt war: „'naus, Kinder!" Und der Mutter, welche erschrocken mit kehrt machte, rief er noch nach: „Luise, meinen Rock!"

„So, Herr Amtsbruder," dröhnte der Superintendent in seinem jovialen Forte, „nun lassen Sie sich nicht stören; bringen Sie Ihr Grummet trocken herein, ehe wir in die Kirche gehen — hahaha!"

Sein donnerndes Lachen dünkte dem verschüchterten Kannepich vollends fürchterlich, und aus allen seinen harmlosen Scherzreden meinte er etwas ironisch Bedrohliches herauszuhören. Aber er begann sich endlich wieder mit Todesverachtung durch die zähe Kruste der halb eingetrockneten Seife mit seinem stumpfen Messer hindurchzuarbeiten. Der Herr Doktor Schneckenfett putzte indessen seine goldene Brille und plauderte munter fort, während er mit großen Schritten, unter denen die alten Dielen krachten — ebenso wie von seinem donnernden Baß die Kalksplitter sich von der Decke lösten — in dem engen,

ärmlichen, fast bücherlosen Studierzimmer auf und ab ging. Er erzählte sehr nett und liebenswürdig, wie er es in den schon besuchten Pfarreien seiner Diözese gefunden und wie man ihn aufgenommen habe. Er war eben dabei, seinem Entzücken über die Schönheit des Thüringer Waldes, den er bei dieser Gelegenheit bereist hatte, Ausdruck zu geben, als er plötzlich verstummte, stutzte und den durchbohrenden Blick seiner großen, runden Augen mit olympischem Stirnrunzeln auf — dem Hosenboden seines Amtsbruders haften ließ. Der elende, kleine Spiegel, vor dem jener sich rasierte, konnte ihm das Gebahren des Superintendenten nicht verraten, und da er gerade an der scharfen Wendung des Kinnes, der gefährlichsten Stelle, angelangt war, so überhörte er auch das Knacken der Kniegelenke seines hohen Gastes, welcher eben dicht hinter ihm niederhockte, seine Brille auf die Stirn schob, um näher sehen zu können und dann mit vor Erstaunen wirklich gedämpfter Stimme von der Hinterseite der schwarzen Samthosen die Worte ablas: „Gloria in excelsis Deo!“

Wehe! Da stockte das kratzende Messer in der Hand des unglücklichen Pfarrers und ein zweites klebriges Blutbächlein suchte sich sein Rinnsal in der runzeligen Pergamenthaut seines trübseligen, biederen Bauerngesichtes.

„Ei du mein Guckeda!“ rief der Ärmste; „da hat mir meine Luise doch richtig die Gloria-Hose hingelegt.“

„Die Gloria-Hose?!“ fragte der Superintendent, indem er sich langsam aufrichtete.

„Ja, so nenn' ich sie immer,“ antwortete kleinlaut der Pastor, während er sich mit dem alten, zerrissenen Handtuch den Schaum vom Gesichte tupfte. Er war jetzt fertig mit der schwierigen Operation und stand gebeugten Hauptes mit bekümmerten Augen vor seinem großgewaltigen Vorgesetzten, der die vollen Lippen in die Breite zog und offenbar Mühe hatte, seine Lachlust zu bekämpfen. „Gucken Sie, Herr Supperdent,“ erzählte er in rührender Verlegenheit, „wenn eins hier oben in dem armen Lande mit sieben Kindern sitzt, die de alle essen und trinken und angezogen sein wollen, da hat's manchmal seine liebe Not, und die Frau kommt aus dem Flicken und Drehen und Wenden das ganze Jahr nicht 'raus. Und wie nun vorig' Jahr hier zu ihrer goldenen Hochzeit eine wohlhabende Bauersfrau eine neue Altardecke in die Kirche stiftete, da ließ ich die alte verauktionieren, weil sie schon gar zu schlecht war, und hab' sie dabei billig selbst gekauft, weil sonst nur noch ein alter Tagwerker drauf bot. Na, und — gucken Sie, Herr Supperdent, meine Luise versteht alles so schön — da hat sie mir davon ein paar Kniehosen und eine Weste gemacht und für die kleinen Mädchen ist noch ein hübsches Wintermäntelchen abgefallen. Meine Frau wollte erst die Inschrift heraustrennen, aber ich meinte, der Boden könnte dann leichter zerreißen,

wenn ich ihn arg strapeziere, und da hat sie das Gold drin gelassen. Man kann ja auch seinen Herrgott mit allem preisen, Herr Supperdent, nicht wahr? Warum nicht auch mit dem Hosenboden?"

Über das Gesicht des Doktor Schneckenfett zuckte es seltsam — halb Lächeln, halb Rührung. „Hm, hm!" brummte er nur und wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

Und der gute Kannepich forschte in seinem Angesicht, wurde nicht klug daraus und wandte sich seufzend der Thüre zu. Am Ende fand der gestrenge Herr die heilige Inschrift an dieser Stelle doch nicht am Platze — und der gute Mann bedeckte rasch mit beiden Händen seinen podex inscriptionum und wischte dann hurtig durch die Thür, um seinen Rock zu holen. — —

Der Herr Superintendent, allein gelassen, lachte lange und herzinniglich. Seine breiten Schultern zuckten im Takte, sein wohlanständiges Bäuchlein wackelte und seine wasserblauen Kugelaugen wurden so feucht, daß er sich die Tropfen von den Brillengläsern wischen mußte. Aber das war nur ein vielversprechender Anfang für all die Wunderlichkeiten, die er noch erleben sollte.

Man ging in die Kirche, ein stil- und schmuckloses Gebäude, von den Konfirmandenkindern bekränzt. Guirlanden um Altar und Kanzel, sowie um den Lehnstuhl, den man für den Superintendenten in den

Holzverschlag gestellt hatte, der für die Mitglieder der Pastoralfamilie bestimmt war. Der gewaltige Doktor Schneckenfett kam sich drollig unbehaglich in dem bekränzten Stuhle vor und fürchtete, der Gemeinde dadurch lächerlich zu erscheinen. Da er aber auf allen Gesichtern den ehrfürchtigsten Ernst wahrnahm, fand er sich lächelnd darein. Neben ihm saß Dortchen, sehr hübsch und sittig, sehr blond und sehr gut gewaschen. Der geistliche Herr konnte sich nicht versagen, hie und da einen wohlgefälligen Blick auf das eifrig singende Mädchen in dem schlecht sitzenden Kattunkleid zu werfen. Außer Dortchen waren nur Lorchen und Klärchen zur Kirche gekommen, die Mutter hatte sich entschuldigt und Malchen zur Hilfe in der Küche behalten. Eigentlich hätte die Älteste daheim bleiben sollen, aber sie war zu begierig, des Vaters Predigt zu hören und an dem Gesichte des geliebten Kandidaten zu sehen, was sie wert sei, und deshalb hatte sie der Mutter die Erlaubnis abgebettelt.

Das Orgelspiel war grausam, gräßlich, der Gesang der Konfirmandinnen, welche zu beiden Seiten des Altars saßen, ohrenzerreißend und der Duft ihrer stark eingefetteten Frisuren wenig lieblich. Oben auf der Galerie, dem Pfarrstande gegenüber, saß Johannes neben dem alten Bauern Möbius, seinem Vater, erwartungsvoll lächelnd und Dortchens Blick zu erhaschen suchend. Endlich bestieg der hochwürdige Gotthilf Kannepich die Kanzel. Der Superintendent



im bekränzten Sessel und der Kandidat oben auf der Galerie setzten gleichzeitig die frischgeputzten Brillen auf und fixierten den bleichen Prediger. Dortchen seufzte und wurde sehr rot und dann erhob man sich, um das Evangelium zu vernehmen.

Es war aus dem zehnten Kapitel des Evangeliums Johannis der zwölfte Vers: „Ich bin ein

guter Hirte! ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schafe. Ein Mietling aber, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verlässet die Schafe und fleucht; und der Wolf erhaschet und zerstreuet die Schafe. — Amen."

Man setzte sich, scharrte mit den Füßen, hustete, räusperte sich und dann begann der gute Pfarrer also: „Ihr kennt mich nu schon seit zwanzig Jahren, geliebte Gemeinde, ihr wißt, daß ich einfältig vor dem Herrn und von Herzen demütig bin; wenn ich also gelesen habe: ich bin ein guter Hirte, so habe ich mich damit wahrhaftig nicht selber gemeint, denn ich bin selbst nur ein Schaf in der Herde unsres Herrgotts, und vielleicht auch ein Mietling, denn ich werde ja dafür bezahlt, daß ich die kleine Christenherde hier im Dorf und auf dem Filial in Obacht nehme; aber freilich so elend bezahlt, daß es manches von euch Schafen besser hat, als ich der Hirte. Aber seht ihr, ich wohne hier zwanzig Jahre unter euch, und meine liebe Frau hat mir unter euch meine sieben Mädchen geboren, ich bestelle meinen Acker wie ihr, was ihr erntet, ernte ich auch, und was euch verhagelt, verhagelt mir auch; darum gehöre ich zu euch und ihr gehöret zu mir, wie der rechte Hirte zu seinen rechten Schafen. Ob ich auch ein guter Hirte bin, das zu prüfen ist dieser gelehrte Mann aus Weimar gekommen, den ihr hier auf dem festlich bekränzten Stuhle sitzen seht."

Er machte hier eine kleine Pause, um der Gemeinde Zeit zu geben, sich den gelehrten Mann aus Weimar anzusehen und um sich die Schweißperlen von der Stirne zu wischen. Dortchen blickte zur Galerie empor — der Kopf des Kandidaten mit krampfhaft zuckenden Minen verschwand eben hinter der Brüstung. Sie schielte bestürzt nach dem Herrn Superintendenten herum, der ganz rot geworden war, unruhig auf dem eingesessenen Polster rückte und die großen Augen über die Gemeinde rollen ließ. Aber die stumpfen Züge all der guten Weiber im Schiff und der Männer auf der Empore waren ernst und ehrfürchtig wie zuvor.

Der arme Pastor fing einen zornig verdutzten Blick des Visitators auf und seine Stimme zitterte, indem er nun also fortfuhr: „Ihr wißt, geliebte Gemeinde, daß ich euch mit Rat und Hilfe, mit Trost und Vermahnung allezeit beigestanden habe, mochte euch nun eine Kuh oder ein Kind krank sein, die Ernte verregnet oder ein Liebes gestorben sein, darum seht ihr mich an wie die richtigen Schafe ihren richtigen Hirten und ihr wißt, daß ich nicht von euch gehen werde, wenn der Wolf kömmt, der die Herde erhaschet und zerstreuet. — Was ist denn das für ein Wolf, geliebte Gemeinde?"

Er machte wieder eine kleine Pause, ließ seine Blicke über die andächtige Versammlung schweifen und richtete sie dann mit einem gewissen Triumph auf den Super-

intendenten, der sehr unruhig und rot wurde, denn nach den schon erlebten Unglaublichkeiten war er darauf gefaßt, sich selbst der Gemeinde als Wolf vorgestellt zu sehen. Er blickte sehr zornig durch die goldene Brille zur Kanzel hinauf; aber der gute Pfarrer lächelte gutmütig und sagte: „Ich will's euch emal sagen, liebe Kinder: Das ist nicht *ein* Wolf, das sind ihrer *fünf* Wölfe!" Und indem er diesen Trumpf ausspielte, schlug er kräftig mit der Faust auf die Brüstung und schaute den Herrn Superintendenten herausfordernd an. Der fuhr sich ganz erschrocken mit der Hand durchs Haar und riß vor Erstaunen Mund und Augen weit auf. Das bebende Dortchen neben ihm schreckte zusammen und war dem Weinen nahe. Oben auf der Galerie aber ward ein fürchterliches Schneuzen laut und Dortchen wußte, daß unter diesem der Johannes Möbius sein Lachen verbarg. Der arme Vater, wenn er nur nicht seine Stelle verlor!

Ehren-Kannepich aber lächelte zufrieden weiter und fuhr mit lauter Stimme fort: „Da ist erstens der Wolf des Hochmuts, der kömmt von den Bergen herab und bläht sich, daß er hoch oben über den andern zu Hause ist. Da ist zweitens der Wolf des Geizes, der hockt in den Kellern und Gewölben auf den Geldtruhen und hält zähnefletschend vor den Kornböden Wacht, wenn die Armen hungern. Da ist drittens der Wolf der Wollust, der kömmt aus dem

Sumpfe und macht 'nein in den Sumpf. Da ist viertens der Wolf des Vergnügens, das ist ein Bruder von dem Wollustwolfe, der ist in den Schenken und auf den Tanzböden zu Hause und lauert den geputzten Mädchen und den betrunkenen Burschen auf. Und da ist endlich fünftens der Wolf des Unglaubens, den hab' ich aber selbst noch nicht gesehen, der kömmt, gottlob, hier oben bei uns nicht vor. — Also erstens, der Wolf des Hochmuts, welcher von den Bergen kömmt . . ."

Und nun war er in seinem Fahrwasser, sprach laut, fließend, in derber, bäurischer Bildersprache und ließ sich durch die entsetzten Blicke des Superintendenten nicht irre machen, sondern handelte ein langes und breites über seine fünf Wölfe, kehrte dann mit wenig Worten zum guten Hirten zurück und sagte schleunigst Amen. — Mit zitternden Knieen, in Schweiß gebadet, stieg er in die Sakristei hinunter, aber froh und siegesbewußt, denn seine Predigt hatte ihm selbst ungemein gefallen. Dem alten Manne, der mit dem Klingelbeutel herumging, hatte er den Auftrag gegeben, den gestrengen Doktor Schneckenfett durch das Sakristeifensterchen aufmerksam zu beobachten. Der Alte kam ihm schon entgegengelaufen und rief ganz aufgeregt: „Ne, Herr Pastor, so scheene haben sie noch nie gepredigt, wie heute mit den fünf Wölfen! Dunner alle Quatschgen, das war Sie ene Visitationspredigt, wie der Herr Supperdent noch keine gehört haben! So weit hat er's Maul aufgesperrt . . ."

Und glückstrahlend gesellte sich der gute Pfarrer nach der Kirche zu seinem Vorgesetzten und fragte ihn ohne weiteres, wie ihm die Predigt gefallen habe. „Ja, wissen Sie, mein guter Herr Amtsbruder," antwortete der Superintendent, indem er stehen blieb und den armen Kannepich mit seinem feuchten Rollblick, der durch das Funkeln der Brillengläser in der Sonne noch schrecklicher wurde, schier durchbohrte: „Ich habe schon manche . . . sonderbare Predigt zu hören bekommen auf meiner Visitationsreise, und gebe auch gern zu, daß Ihr Stil populär und verständlich ist; aber — aber — aber! Erster Wolf, zweiter Wolf, dritter Wolf — o sancta simplicitas! — Mein guter Herr Amtsbruder, was soll man dazu sagen?!"

Der Ärmste fiel aus allen seinen Himmeln. — Seine gewaltige Wolfspredigt! — Er war ganz geknickt, rief bleich und zitternd seine Frau aus der Küche und raunte ihr ins Ohr: „Ach, Louise, 's war nichts mit den Wölfen! ‚Aber — aber — aber!' hat er gesagt. — Wenn ihn jetzt der Modice nicht wieder gut macht, ist er im stande und bringt mich ums Amt." — —

War das ein Tag! Die Aufregung der Frauen in der Küche, wo der berühmte Kalbskopf seit einer Stunde in Sahne schmorte, war noch weit größer als die des Pfarrers, da er heute morgen die Kanzel bestiegen hatte. Und Dortchen saß oben in der Kammer auf ihrem Bett und weinte zum Gotterbarmen.

Es mußte schon um halb zwölf gegessen werden, da für den Nachmittag ein Besuch des fast zwei Stunden entfernten Filials beabsichtigt war, woselbst Ehren-Kannepich Bibelstunde und Katechisation abhalten sollte.

Man setzte sich zu Tische. Der Pfarrer blaß und appetitlos, seine Frau hochrot vom Kochen und in einer Haartracht, einem Anzug, die den Herrn Superintendenten lebhaft an das Porträt seiner verstorbenen Großmutter über seinem Schreibtisch erinnerten. Aber der gestrenge Herr gab sich redlich Mühe, die Schrecknisse der Frühkirche zu vergessen und sich mit gutem Humor in die wunderliche Ärmlichkeit der Verhältnisse dieser Pfarrei hineinzufinden. Er war sehr artig zur Frau Pastorin und scherzte mit den kleineren Kindern, daß diese bald hellauf lachten. Auch gelang es ihm, Dortchens und Malchens Schüchternheit zu überwinden und ein leidlich fließendes Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Nur machte ihn das ewige Aufspringen und aus dem Zimmer Stürzen der Mutter und der beiden ältesten Mädchen einigermaßen nervös.

Der Herr Superintendent brachte einen recht guten Appetit mit. Leider war die Suppe arg versalzen und man wollte durchaus seinen Teller nicht fortnehmen, bevor er den letzten Löffel hinuntergewürgt hatte. Dann kam ein delikater Gänsebraten, der ihm trefflich mundete, so trefflich, daß er um seinetwillen sich sogar den grausamen Johannisbeer-

wein, eigener Kelterei, gefallen ließ. Er wollte sich noch ein Stück Gänsebraten ausbitten, aber die Frau Pastorin schob ihm seinen Teller wieder zu und sagte: „Ach nein, Herr Supperdent, essen Sie nicht so viel davon, es gibt noch mehr!“

„Noch mehr!“ rief der geistliche Herr mit mildem Vorwurf. „Aber, lieber Herr Amtsbruder, das hätten Sie Ihrer lieben Frau doch nicht gestatten sollen. Ich bat doch ausdrücklich, mir modice aufzutischen.“

Das Wort weckte den Pfarrer aus seiner Niedergeschlagenheit auf, und er lächelte verschmitzt und sagte freundlich: „Kömmt schon, kömmt schon, Herr Supperdent; nur ein bischen Geduld.“

Der gelehrte Doktor kam heute aus der Verwunderung gar nicht heraus. Kommt schon? Hm, hm! er schielte den lächelnden Alten mißtrauisch von der Seite an.

Da eilte Malchen mit einer großen Schüssel herein, die sie kaum zu schleppen vermochte. Es war ein Schweinsbraten, der etwas brenzlich roch, mit Sauerkohl dazu. Der Herr Superintendent war kein Freund von Schweinernem, aber er aß auch hiervon, um die Wirtin nicht zu kränken, obwohl er das rasche Verschwinden der Gans noch betrauerte. Er hatte eben wieder ein Gespräch mit dem blonden Dortchen begonnen, das ihm außerordentlich gefiel, als die Frau Pastorin mit einer dritten, noch größeren Schüssel hereintrat. Hilf Himmel! dachte der Superintendent,



nun gar noch Kalbsbraten! Und laut setzte er hinzu: „Aber Herr Amtsbruder, nennen Sie das vielleicht modice?“

„Ach nein, Herr Supperdent, ich weiß schon, was Modice ist“, versetzte der Pfarrer schmunzelnd und sah bedeutungsvoll seine Frau an. Der ganz verdutzte Gast ließ seine hellen Augen zwischen beiden hin und her rollen und machte sich dann mit wahrer Todesverachtung an die Bewältigung des Bratenstückes, welches ihm die Frau Pastorin rasch auf den Teller gelegt hatte, auf welchem bereits die Reste dreier verschiedener Tunken sich zu einem bedenklichen Ganzen vermengt hatten. Eben wollte er eine scherzende Frage an Dortchen richten, als diese vom Stuhl aufschnellte und förmlich hinausflog. Bestürzt schaute er ihr nach. Stand ihm vielleicht noch ein Hammel oder ein Ochs bevor?

Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Die Frau Pastorin war besonders unruhig; die Kinder stießen einander bedeutsam an, und alle richteten ihre gespannten Blicke nach der halb offen gebliebenen Thür. Auch der Doktor Schneckenfett starrte dorthin; aller Mut hatte ihn verlassen und er konnte den verlorenen Gesprächsfaden nicht wiederfinden.

Eine unheimliche Stille war's. Da schob Dortchen mit ihrem niedlichen Fuß die Thür vollends auf und trat, über und über errötend, herein, ihre Schüssel, wie Titians Tochter etwa, hoch in beiden Händen tragend. Zunächst sah es grün aus. Als der Teller aber auf den Tisch, gerade vor den Herrn Superintendenten, hingestellt ward, da wollten sich dem die Eingeweide im Leibe herumdrehen und in sprachlosem Entsetzen klammerte er sich mit beiden Händen an seinen Sitz und starrte mit weitgeöffneten Augen dies neueste, schrecklichste aller Schrecknisse an.

Da lag auf dem Teller, mit Petersilie bekränzt, Lorbeerblätter büschelweis in den Ohren und eine saure Gurke quer durch das offene Maul gesteckt, der in Sahne geschmorte Kalbskopf und glotzte mit entsetzlich melancholischen Augen den Doktor Schneckenfett an.

Der Anblick war so verblüffend schrecklich, daß selbst die Frau Pfarrerin, die bis auf das Grünzeug und die saure Gurke alles vorbereitet hatte, die Fassung verlor und das erhobene Tranchierbesteck kraftlos sinken ließ.

„Kalbskopf à la modice!“ sagte der Pastor mühsam lächelnd mit einer einladenden Handbewegung.

„Genau nach Rezept,“ fügte die Gattin kurzatmig hinzu.

Da brachen die vier kleineren Mädchen, wie auf ein gegebenes Zeichen, in ein jämmerliches Schreckensgeheul aus und mußten eiligst aus dem Zimmer entfernt werden. Dem Herrn Superintendenten aber begann sehr übel zu werden. Er erhob sich und bat mit schwacher Stimme um einen Schnaps, denn er fürchte, des Guten etwas zu viel gethan zu haben, und bitte sehr um Entschuldigung, daß er diesem „vorzüglichen Gerichte“ keine Kräfte mehr zu widmen habe. Und mit einem letzten ängstlichen Blick auf das Ungetüm verließ er schaudernd mit dem ganz geknickten Kannepich den Schauplatz des grausamen Festmahls.

Die Frau Pastorin mit Dortchen und Malchen blieben allein zurück. Und alle drei starrten sie das bekränzte Scheusal an und seufzten tief auf. — —

Bald nach dem Essen brachen der Pfarrer und der Superintendent nach dem Filial auf. Ersterer wagte nicht, des unglücklichen Modice nochmals Erwähnung zu thun. War es mißraten, oder ein Fehler im Rezept? Daß der Kandidat ihm einen Schelmenstreich gespielt haben konnte, schwante ihm wohl in seiner Seele Grund, doch wagte er nicht, sich selbst das zu glauben. Der Doktor Schneckenfett war an=

fangs auch schweigsam, bald aber kehrte im Genuß des prächtigen Spazierweges, der alle hundert Schritte neue, herrliche Aussichten in dunkle Fichtengründe und lachende Thäler bot, seine gute Laune zurück, und er fand auch zu seiner Freude in seinem Begleiter einen Mann, der ein schlichtinniges Verständnis für die Schönheit seines Heimatlandes und genaue Kenntnis aller Wege und Stege in seinen Bergen besaß. Da zum Glück auch die Katechisation im Filial ihn leidlich befriedigte, so machten sich die beiden Geistlichen in recht froher Stimmung auf den Heimweg, und da der Superintendent ein guter Läufer war, schlug er das angebotene Fuhrwerk aus und machte lieber den weiten Weg nochmals zu Fuß.

Es dunkelte bereits stark, als sie nach Hause kamen. Beim Eintritt in die Wohnstube bot sich dem Gaste eine neue Überraschung dar. Die Frau Pastorin und ihre sechs Töchterlein saßen erwartungsvoll um den großen Eßtisch, auf welchem fünf Talglichter in blankgeputzten Messingleuchtern brannten. Auf dem Sims des großen Backsteinofens, auf der Kommode, auf den Schränken und wo sonst ein erhöhter Standpunkt zu finden war, standen gar ganze Reihen von Kerzen, die in Flaschenhälsen und andern Notleuchtern befestigt waren. Im ganzen wohl an dreißig Talglichter, welche mäßig leuchteten, aber lieblich qualmten.

Der Herr Superintendent lachte gemütlich: „Was seh' ich, meine liebe Frau Pastorin, das ist ja eine

glänzende Illumination. Zu viel Ehre, zu viel Ehre."

Und dann scherzte er mit den großen Mädchen und streichelte den kleinen die ländlichen Flachsköpfe. Der Pastor aber raunte seiner Frau ins Ohr: „Siehst du, das gefällt ihm. Er ist guter Laune."

Man setzte sich zum Abendbrot, das aus kaltem Braten und Kartoffelsalat bestand. Es schmeckte dem Gaste nach dem weiten Wege vortrefflich. Wenn nur nicht die Talglichter so qualmen wollten! Dicht neben seinem Teller lag die Lichtputzschere. Er schob sie dem Pastor zu, aber der legte sie freundlich lächelnd wieder zurück. Endlich wurde es ihm doch zu arg, und er ergriff energisch die Schere und schnitt die riesige Schnuppe des ihm zunächst stehenden Lichtes ab. Sofort packte jedes der Kinder sein Licht und schob es ihm hastig zu. Der Superintendent machte große Augen über diese seltsame Höflichkeit, lachte kurz auf und putzte alle fünf Kerzen. Dann warf er einen Blick in die Runde, auf das qualmende Heer der Talglichter, deren Schnuppen sich glühend zur Seite geneigt hatten und immer tiefere Löcher in den Talg fraßen.

„Na, da muß ich mich wohl auch erbarmen?" rief er endlich scherzend aus, da niemand Anstalt machte, sich zu erheben. Und er sprang rasch auf und schnuppte alle fünfundzwanzig Kerzen.

„Siehst du, Luise, das gefällt ihm," flüsterte der

gute Kannepich seiner Gattin zu und rieb sich vergnügt die Hände.

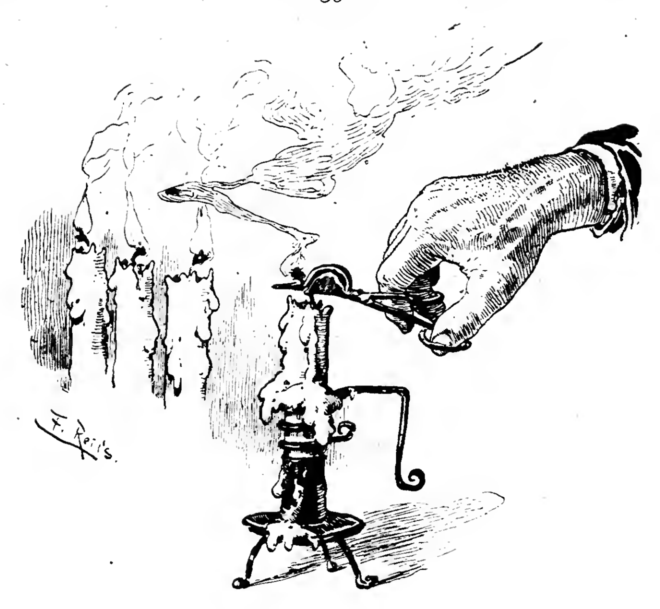
Dann wurde abgeräumt, man nötigte den Superintendent auf das Sofa und gruppierte sich gemütlich um ihn, andächtig seinen Erzählungen aus der Residenz lauschend und seine kleinen Scherze respektvoll belachend. Aber diese verwünschten Talglichter! Hartnäckig beharrte die ganze Familie dabei, die furchtbarsten Räuber sich bilden zu lassen, ohne einen Finger zu rühren. Die kleinen Mädchen guckten fortwährend von einem Kerzenbataillon zum andern, stießen sich an und flüsterten.

„Ach bitte, lieber Herr Amtsbruder, wollen Sie nicht vielleicht die Lichter putzen?"

„O nein, Herr Supperdent, ich will nicht vorgreifen, beileibe nicht."

Es half nichts, der arme Doktor Schneckenfett mußte immer wieder aufspringen, und alle dreißig Schnuppen köpfen. Er that es mit komischer Verzweiflung in den Mienen, und der Pfarrer lachte sich innerlich ins Fäustchen. Endlich wurde dem langmütigen Gaste der Spaß aber doch zu arg. Der Qualm versetzte ihm schier den Atem — es war unerträglich. — Da schützte er denn Müdigkeit vor und bat den Pastor, ihm sein Zimmer zu weisen.

Himmel! da war kein Ende der närrischen Überraschungen. Oben in der Schlafkammer auf der Kommode, auf dem Schranke, auf dem Waschtische



qualmten dem Eintretenden wieder zehn trübselig flackernde Flämmchen entgegen und der begleitende Pfarrer drückte ihm eine zweite Lichtputzschere in die Hand und lächelte pfiffig dazu.

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre!“ dröhnte der grimmgeschwollene Baß den Wirt an, der sich unter tiefen Bücklingen zurückzog und schmunzelnd in der Thür stehen blieb, bis der Herr Doktor seine zehn Kerzen wütend abgeputzt hatte.

Sowie er hinaus war, drückte jener neun von den Lichtern mit dem nassen Finger aus und begann sich in nervöser Eile seiner Kleider zu entledigen.

„Unerhörte Narrenspossen! Eine wahrhaft behexte Pfarre!“ brummte er ärgerlich und warf seine Beinkleider auf den Stuhl. „Das glaubt ja kein Mensch, wenn ich das in Weimar erzähle.“

Der Herr Doktor Schneckenfett war seiner Gewohnheit gemäß sehr früh aufgestanden. Es war nicht viel über sechs Uhr, als er schon angekleidet vor dem weit geöffneten Fenster saß, durch welches der herrlichste Sommermorgen schmeichelnd hereinwehte, mit goldigen Strahlen um sich werfend wie ein ausgelassenes Kind, Harzduft atmend, leise summend und surrend.

Der gestrenge Herr Superintendent sah dem Kleinleben im Pfarrhofe zu, hörte die Kuh brüllen und die Hühner gackern — und dachte dabei darüber nach, was er wohl dem Pastor Kannepich über sein unerhörtes Benehmen sagen und was er über ihn an den Kirchenrat berichten sollte. Da trat das blonde Dortchen auf den Hof, nett und sauber in seinem ärmlichen Kleide, und die dicken Flechten zu beiden Seiten des glatten Scheitels sittig aufgesteckt. Sie trug etwas Schwarzes über dem Arm und ein spanisches Rohr in der Hand. Nun hängte sie das Ding an einen Hacken in der Stallthür und begann es eifrig mit dem Stöckchen zu bearbeiten.

Es war die Gloria-Hose! Die goldenen Buchstaben des engelischen Lobgesangs flimmerten trotz ihres ehrwürdigen Alters in der übermütigen Morgensonne, und die matten Feuerfunken hüpften bei dem kräftigen Klopfen des Mädchens lustig über den ergrauten Hosenboden.

O Gloria-Hose! Ehrwürdiges Symbol geistlicher Armut, ehrlichster Leibesnot! Das fröhliche Glitzern deiner alten Goldfäden im sommerlichen Morgenlicht wird dem behäbigen Manne dort oben am Fenster zu einer erbaulichen Frühpredigt über den Text: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer.

Ja, nun weiß er, was er über den hochwürdigen Gotthilf Kannepich zu berichten hat. Die Falten auf seiner Stirne glätteten sich, seine Lippen verzogen sich in die Breite, dann zuckte es um seine fette Nase, dann wackelten seine Schultern und endlich brach er in ein schallendes Gelächter aus und rief in den Hof hinunter: „So ist's recht, mein liebes Kind, klopfe du nur deinem Papa die Motten aus den Hosen. Guten Morgen, Dortchen!“

Wie fuhr das liebe Kind zusammen! Und es ließ das Rohr fallen und lief spornstreichs ins Haus. Im nächsten Augenblick klapperten ein Paar Pantöffelchen die Stiege herauf und es klopfte bescheiden an die Thür.

„Nur herein!" rief der Superintendent, immer noch lachend, daß ihm die Seiten schmerzten.

Dortchen trat mit gesenktem Blicke herein, machte rasch die Thür hinter sich zu, knickste und sagte sehr ängstlich: „Seien Sie nicht böse, Herr Supperdent, ich — ich muß Sie sprechen." Und dabei trat sie einen Schritt näher.

Er ging ihr rasch entgegen, reichte ihr die große, fleischige Hand und sagte sehr freundlich: „Was gibt's denn, mein gutes Kind?"

„Ach, lieber Herr Supperdent —" stotterte Dortchen. Und dann hob sich ihre Brust, und wieder, und immer höher und rascher, und dann schluchzte sie, daß es ihr schier das Herz abstieß.

Der Herr Doktor Schneckenfett war so gerührt, daß er sie väterlich in die Arme schloß und zärtlich ihren Rücken streichelte. Das beruhigte sie bald so weit, daß sie ihm ihr Leid klagen und ihr ganzes Herz ausschütten konnte. Da kam das Verhältnis zum Johannes zum Vorschein, von Anfang bis zu Ende, des Vaters strenges Verbot, ihr Ungehorsam und endlich der mutwillige Streich des gekränkten Kandidaten, der dem gläubigen Alten vorgeredet, Modice sei ein funkelneues Hofgericht, und des Doktor Schneckenfett Hauptpassion das Lichtputzen. Und dann bat das gute Dortchen so inständig, er möchte doch ihrem alten Papa ja nichts zuleide thun, daß das Wasser in den Kugelaugen des Superintendenten,

welches vorhin schon das Lachen hineingetrieben hatte, nun vor Rührung in dicken Tropfen über seine Wangen rann.

„Sei ruhig, liebes Dortchen," sagte er freundlich und ernst. „Deinem guten Vater soll kein Leid geschehen. Gott liebt ja die, so einfältigen Herzens sind. Aber mit deinem Herrn Kandidaten möchte ich gern noch ein Wörtchen reden. Bring' ihn mir doch einmal hier in meine Kammer, aber ohne daß dein Vater es merkt, hörst du? Nein, mein Kind — sei nicht bange; den Kopf reiße ich ihm nicht ab, aber Strafe muß sein!" — —

Das arme Dortchen! Nun mußte sie wieder für das Schicksal ihres Liebsten zittern. Aber sie wagte doch nicht, ungehorsam zu sein, und schlich sich glücklich aus dem Hause, ihren Johannes zu holen. — Das gab ein Aufschauen bei den Möbiussens, als Pfarrers Doris dem jungen Mann ohne Umstände auf das Zimmer lief und nach einem kleinen Weilchen ihn am Rockärmel zum Hause hinauszog, ohne einem Menschen Rede und Antwort zu stehen. Dem Johannes selbst war am allerwenigsten wohl zu Mute und er bereute auch seinen Schelmenstreich recht sehr von Herzen. — —

„Da ist er!" sagte Dortchen und schob den arg verlegenen Kandidaten zur Thür hinein.

„So, so, da sind Sie also, Herr Kandidat. Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Sie müssen ein

recht scharmanter junger Herr sein. Mich und meine Passionen für Kalbsköpfe und Talglichtschnuppen kennen Sie ja schon, also ... hm, hm!" Der Herr Doktor Schneckenfett bemühte sich, ein sehr grimmiges Gesicht zu machen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Seine Blicke gingen zwischen Dortchen und diesem hübschen, errötenden jungen Manne hin und her und er mußte sich eingestehen, daß die beiden ein prächtiges Paar abgeben müßten.

Johannes blickte jetzt auf und sah seinem gestrengen Richter offen und frei ins Auge. In einfachen, ehrlichen Worten gestand er die Ungehörigkeit seines mutwilligen Scherzes ein und entschuldigte sich mit seiner Jugend und seiner Verliebtheit.

„Ja, ja, das ist schon alles recht schön," versetzte der Superintendent. „Aber können der Herr Kandidat auch wohl noch etwas andres, als Pfarrerstöchtern den Kopf verdrehen und ihre alten Väter ins Bockshorn jagen?"

„Ich denke, ja," sagte der Johannes mit mutigem Aufblick und sein Liebchen legte ängstlich die Hand auf das laut pochende Herz und schaute bittend zu dem Herrn Superintendenten hinauf.

Der lächelte und sagte: „Ei, ei — nun, stolz lieb' ich den Kandidaten. Setze dich, liebes Dortchen, der Herr Kandidat will uns eine Predigt halten über das Wort: Und wenn ich mit Menschen- und Engel-

zungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein klingendes Erz und eine tönende Schelle."

Doris war mit ihrem Johannes so rasch die Treppe hinaufgestürmt, daß ihr erstaunter, entrüsteter Vater gar nicht Zeit gefunden hatte, sie zur Rede zu stellen. Ganz erstarrt blieb er unten stehen und sah die beiden in der Thüre des Gastes verschwinden. Er lief und sagte es seiner Frau; Malchen, Lorchen, Anna, Lieschen kamen auch herbei, stellten sich am Fuße der Treppe auf und starrten nach der verschlossenen Thür empor, während die Eltern sich in Vermutungen aller Art ergingen.

Da kam Klärchen ganz aufgeregt vom Hofe herauf und rief schon in der Hausthür: „Vater, Vater — horch doch nur, oben beim Herrn Supperdenten predigt eins!" —

Da folgte die ganze Familie dem Klärchen in den Hof, stellte sich unter das offene Fenster und lauschte erst erstaunt, dann immer andächtiger der frischen, hellen Stimme, die da droben die Allgewalt der Liebe predigte in Tönen, in Worten, die nur die Liebe selber finden kann. Der gute alte Pfarrer hatte seiner Lebtage noch nie so reden hören. Die Gedanken so klar, aneinandergereiht wie Perlen auf der Schnur, und die Bilder so ganz ohne Nachsinnen gefunden im Augenblick des Gebrauches, und diese schöne junge Begeisterung, hinstürmend über die engen Schranken gewohnter Formeln, und das ganze Herz

hingebend, um das ganze Herz zu gewinnen. Es war dem alten Pastor zu Mute, als ob diese klare Stimme ihn zu Boden drückte, als ob er immer kleiner, immer kleiner werde — o Himmel, er mußte an seine fünf Wölfe denken und wurde fast schamrot.

Und dann kam das Amen. Da oben war es ganz still und drunten auch. Der Alte hielt noch die Hände gefaltet und betete stumm innerlich. Und droben lagen sich ein Paar glückseliger Brautleute in den Armen und der tiefergriffene Doktor Schneckenfett stand dabei und segnete sie. — — —

„Sie können bald mit der Brautwäsche anfangen," sagte der Superintendent unten beim Frühstück zur Frau Pastorin. „Denn die vakante Stelle verschaffe ich unserm Möbius ganz bestimmt."

Der hochwürdige Gotthilf Kannepich saß neben dem bösen Johannes und drückte ihm fortwährend unter dem Tische die Hand. — —

„Wissen Sie, lieber Herr Amtsbruder," sagte der Superintendent beim Abschied. „Ich habe mich weidlich über Sie geärgert gestern — alles was wahr ist! — Aber wenn wir auch nicht diesen Erzschelm hier als den Schuldigen entdeckten, nachtragen hätte ich's Ihnen doch nicht können, denn Sie haben zwei Fürsprecher gefunden, denen kein Sterblicher widerstanden hätte: das Dortchen und — die Gloria-Hose!" — —

Und darum erbte die denkwürdige Hose in der gesegneten Familie Möbius sich immer weiter und wird von den Enkeln des Kandidaten Johannes noch ebenso in Ehren gehalten wie einst vom alten Kannepich, der ganz gewiß, trotz der fünf Wölfe, die er auf dem Gewissen hatte, in den Himmel gekommen ist und vor dem Throne des Höchsten mit dem Doktor Schneckenfett zusammen singt: Gloria in excelsis Deo!





's Meikatel und der Sexack



Es war ein rechtschaffen warmer Juninachmittag, an welchem der Herr Serack, der Pfarrvikar von Harreberg im Lothringischen, im Schweiße seines Angesichts, den bepackten alten Kraxen auf dem Rücken, aus dem Zornthal hinauf in die Berge stieg

„Uf! wie macht's warm!“ seufzte er und blieb stehen, um sich ein wenig zu verschnaufen. Er zog aus der Brusttasche seines etwas fadenscheinigen schwarzen Rockes ein großes buntes Sacktuch hervor und trocknete sich die Stirn. Dann suchte er in dem steilaufragenden Wegrande einen Absatz, auf den er seinen schweren Kraxen aufstützen könnte. Als er den gefunden hatte, lehnte er sich vergnüglich gegen die steinige Wand, stieß die

eiserne Spitze seines dicken Stockes gerade vor sich in die Erde und sah in das schöne Thal hinab.

Jenseits die prächtige waldige Berglehne, mit Buchen, Eichen und Tannen dicht bestanden, über welche hier und dort seltsam geformte Felsen hervorragten und an welcher in kühnen Windungen ein Eisenbahnzug seine halsbrechende Straße dahinsauste; unten der Rhein-Marne-Kanal ruhig fortgleitend und hochbeladene Kähne nach Straßburg hinuntertragend; dann die breite Chaussee, sich bald über, bald auf, bald unter dem Spiegel des Kanals hinziehend; diesseits die frische grüne Fläche, wie ein weicher moosiger Teppich über den sanft abfallenden Berg gebreitet, mit den roten Sandsteinfelsen, die zahlreich zerstreut aus dem üppigen Grün hervorschimmerten; und endlich, dem Beschauer zu häupten, auf der Hochebene die wogenden Felder, aus denen weiterhin der Fels der Dachsburg und die strohgedeckten Dächer eines Dörfchens auftauchten ... Ja, es war wunderschön!

Man sah es dem frohen Gesichte des Herrn Vikars Serack an, wie wohl ihm war im Anschauen seines herrlichen Heimatlandes. Er holte aus der abgrundtiefen und mit allen möglichen Gegenständen des täglichen Gebrauches vollgestopften Brusttasche eine alte Tabaksdose hervor und nahm eine Prise. Dann blickte er bedächtig zu Boden und wartete mit leicht gerunzelter Stirn, als ob er einem philosophischen Problem nachsinne, das Niesen ab. Als dies

vollbracht war, blickte er lächelnd auf und wischte sich mit dem Rücken der rechten Hand, in welcher er noch die Dose hielt, etwas wie eine Thräne aus dem Auge.

«Bon Dieu!» sagte er, „Du güeter Gott! 's isch werli ken Strof, hier drobe sin Lebe hinzebringe. Wenn Dü nit us Gnad und Barmherzigkeit min Sünd abwaschst, die Buß, die ich mer oferlegt hab', bringt's nimmi z'weg. Un wenn nit min Gewissen mer halt donnoch e beßge ze schaffe macht' — sakkerlot, da wär i halt immi so boddelusti wie hit — Holdriahe!"

In diesen laut ausgestoßenen Juchzer faßte er sein ganzes Behagen zusammen. Und horch! von unten herauf und ganz aus der Nähe tönte es in denselben Noten, nur eine Oktave höher zurück: „Holdriahe!"

Der Sexack riß den Mund auf und machte ein gar komisches, verwundertes Gesicht. Er war im Augenblick ungewiß, ob das ein Echo oder ein Mensch gewesen sei.

„Holdriahe!" klang es wieder und noch etwas näher.

Im Hui glitt die Tabaksdose wieder in die Vorratskammer des alten Rockes hinunter und hurtig raffte sich der Vikar mit seinem schweren Kraxen auf und kletterte eiligst weiter.

„Alle Six," murmelte er vor sich hin. „Jetzt mach' i mi awwer dervon, sonscht kummt's im ganzen

Lande herum, daß der Pfarrer von Harreberg wie 're Kühbue jeelet, wenn er nur emol sine G'meind im Buckel het. Jesses-Gott, das bringt mi um allen Respekt."

„He! — he! — Mann! So halt doch emol an," rief die helle Stimme wieder. Aber der Vikar schritt nur schneller aus und that als hätte er nichts gehört.

„Ho! Bisch wohl taub, Mann, oder comprenez-vous ken Dütsch! Tenez, tenez! Wart', wenn i di awwer verwitsch!"

Jetzt blieb der Serack endlich stehen und wandte sich ängstlich um. Er hielt sich die Hand über die Brauen und schaute mit großen Augen der Kommenden entgegen. „Dieu merci, 's isch e fremd's Maidli," murmelte er erleichtert und fügte dann laut hinzu: „No, grüß Gott, Maidli!"

„Grüß Gott!" gab die Fremde zurück und reichte ihm ihre Hand hin, in die er kräftig einschlug. „Worum hesch denn nit glich g'halte, wie i geschreie hab'?"

„Jo schau," antwortete der Vikar etwas verlegen: „Ich hab' g'meint, 's könnt eins von mine Beichtkindere sen, wo mi het juxe g'hört wie nit g'scheit. Do hab' i mit vite vite retiriere welle."

„Ah so — Se sen geistli? Excusez, mer siecht's 'ne nit glich an."

In der That sah der gute Serack einem Bauern weit ähnlicher als einem Priester; der fadenscheinige

lange Rock war seine einzige Beglaubigung, wenn man es genau nehmen wollte. Denn sein Hut war zwar einstmals geistlicher Form gewesen, aber durch das Alter schon recht sehr verweltlicht worden. Seine Hosen waren vollends ohne Charakter, und um den Hals war nichts Weißes zu sehen. Seine Hände waren groß und zerarbeitet und in seinem stark gebräunten, gutmütigen, aber nicht gerade gebildeten Gesichte stand die Bartsaat ebenso dicht und hoffnungsvoll aufgeschossen, wie das Getreide auf den Feldern. Das fremde Mädchen hatte ihn nach diesem Äußern, besonders aber des Kragens wegen für ein armes Bäuerlein gehalten, dem sein Herr Pfarrer einen alten Rock verehrt habe.

„Jo, i glaub's schunn, daß merr mer min Amt nit recht ansiecht," versetzte der Serack lächelnd. „I bin na bereits fofzehn Jahr da drobe in Harreberg g'sesse, hab' min Land und Gärtle selbscht b'stellt un von mine achthundert Franke Salär gar noch g'spart — da mag i als e bessel verburet sen. 'isch gar en arm's Dörfle, des Harreberg, und lejt gar absit vom Wej — da bin i halt au am Wej hucke gebliewe, un die Oberen hen's versäumt, mi mitz'nehme. No — 's isch au recht eso! Mer kann sinem Herrgott üweral diene — gell du?"

„Ha jo," sagte das Mädchen. Nach einer kleinen Pause, in der es den Vikar mit einer gewissen Rührung angeschaut hatte, setzte es hinzu: „Arwer

mit 're so 'ne schwere Lascht bruchte Se donnit heimzeketsche, Herr Pfarrer, mein' i."

„Bloß Vikar, Kind, nit Pfarrer," fiel der Sexack ihr in die Rede. „Un was das Heimketsche betrifft, des isch mer ganz recht. I spar' 's Geld un mi'm Buckel verschlägt's nix. I bin nonnit so alt, daß mi d'Müh' verdrieße müßt. Jetzt will i der saue: geschtern Owe sin zwei vornehmi Herre, Prüssiens, wo sich verloffe hatte, zu mer kumme un hawe Nachtessen un logement begehrt. Jo, du liewe Not — i hab' nix g'hett als Forelle us unserm Bach un Brot derzu. Aber d' Nachbarin het Butter un Messer un Gabele gelehnt un het de Forelle schön bleu g'sotte, un e paar Bouteillen güeter alter Win hab' i noch im Keller g'hett, den hawe die Prüssiens rein usgetrunke un sin luschti g'sin bis tief in d' Nacht, un hätt' i se nit ins Bett g'jagt, so were se bis zum Morje g'sesse. Na, un derno het sich der ein', was e Baron isch g'sin, in min Bett geleit, un der ander', was au e Baron isch g'sin, in der Greth err Bett, was mini letscht Wirtschafterin isch g'sin — s' isch awwer schunn lang g'storwe, un zidder hab' i min Sache allein gericht'. Un i bin im Hai geleien, wo i im Stall g'hett hab'. Un wie's na Daa wurr, simmer alli drei wedder munter ofgewacht, bludd der ein' Baron — oder tien, tien: ischt's der ander' g'sin? — eh b'en, der, wo in der sel'gen Greth' erre Bett g'schlofe het, der het ken Rüh fende könne, will 'ne d' Flöh so gar

arig malträtiert hen, saat er. Sie hen mer aber schön Dank g'saat un jeder 'e arig großes Silberstück gereicht, wo fünf Mark in dütschem Geld macht — des sin sechs Franke un fünf Sü jedes — also zwölf Franke un zehn Sü zosammie, denk der! Na, des hat mi derno werzi g'freut, wil i's hab bruche könnne un se mer min ganze güeter Win usgebürst hen. 's isch donnit mehr as Höflichkeit g'sen, daß i 'ne für de Dank err Gepäck bis Lützelburg getraue hab'. Dunderblitz! un wott de vornehmi Herre de Zit verschwätzt un de Weg verkurzt hen! So g'schwind bin i min Lewesdaa no nit nooch Lützelburg kumme. Un drente hen se mer noch jeder sini carte de visite un e ganz halb Dutzed arig güeter Zigarre verehrt, daß i gar nit g'wißt hab', wie i 'ne danke könnt. Und derno hab' i mer in Lützelburg zosamme'kauft, was i grad nöti bruch' und drobe nit hawe kann. Un des trag' i jetz heim, schau."

Er blieb stehen, um sich von der langen Rede und dem steilen Anstieg etwas zu verschnaufen.

„Ewwezemär!" rief das Mädchen, gleichfalls stehen bleibend, und lachte hell auf. „E so 'ne g'nugsame Pfarrn hab' i werli no kene g'sehn!"

Der Vikar antwortete nichts drauf, sondern beschaute sich nur das fremde Mädchen von Kopf bis zu den Füßen und schmunzelte dabei immer vergnügter. Es war aber auch ein Augenschmaus, das Mädchen. Größer als der Sexack, der kein kleiner

Mann war, und schlank wie eine Tanne. Dabei voll und kräftig, nirgends ein Mangel und nirgends ein Überfluß, gesund und jung. Und das liebe Gesicht dazu! Keine blasse, zarte Schönheit, keine feinen weichen Züge — aber doch schön! Derb und gut, stark und offen, heiter und unverzagt schauten die großen blauen Augen mit den langen Wimpern in die Welt hinein. Seine Kleidung war die unterelsässische Landestracht im Feiertagsaufputz. Die breiten, bunten Seidenschleifen auf der goldenen Mütze gaben die Trägerin als Katholikin zu erkennen, denn die Protestantinnen tragen dortzulande nur schwarze Schleifen. An der blitzenden Goldverschnürung ihres dunkelblauen Mieders sah man, daß sie nicht ganz arm sein könne. Sonst war sie aber einfach gekleidet und hatte keinen andern Schmuck, als einen Feldblumenstrauß, den sie sich oben in das Mieder gesteckt hatte und dessen bunte Blumen sich reizend gegen das saubere, weiße Hemd von ziemlich grobem Leinen abhuben, welches ihren Nacken bis an den Hals bedeckte. Zu diesem blitzblanken, schmucken Sonntagsstaat wollten freilich die nackten Füße nicht passen; aber das geschah zur Schonung der neuen guten Lederstiefeln, welche sie samt den hineingestopften Strümpfen an den Oesen auf zwei Fingern der rechten Hand hängen hatte, während sie mit der linken ein großes Bündel in ein weißes Tuch eingeschlagen trug.

„Potz Fahnebibele! bisch du als e schönes

Jümpferle!" rief der Serack bewundernd aus, als er mit seiner fröhlichen Umschau fertig war. „Du schaust jo wayer drin as wie e Prinzeß."

„Haha!" lachte das Mädchen vergnügt, ward ein wenig röter und ließ die blanken, kleinen Zähne sehen.

„Un i alter Knecht Gottes hab' die so stumm nebe mer hergehe lon un g'schwäzt un gar nit emol g'fragt, wie du heischt," sagte der Vikar.

„'s Meikatel heißen se mi un i bin bei Molsheim d'heim. Maria Katharina Habenschott — wenn S'es ganz exakt wisse welle, Herr Vikar."

„Also Meikatel heischt du? So, so, Meikatel; schau, schau. Meikatel — du liewer Gott!" sprach der Serack leise vor sich hin. Dabei sah er das prächtige Mädchen wehmütig an, seufzte dann tief auf und schüttelte den Kopf.

„Ha jo! was gebt's denn?" frug dieses erstaunt. „Isch epps nit recht?"

„'s isch ganz recht eso," antwortete der Vikar mit leise bebender Stimme. „I hab numme so Gedanke g'hett, wie i die so anschau. Gimmer dini Hand, Meikatel."

Sie nahm ihr Bündel zu den Schuhen in die Rechte und gab ihm, immer noch verwundert, die Linke. So schritten sie weiter.

„Na, wo kummscht her, Meikatel?" knüpfte der Serack nach einer Weile das Gespräch wieder an.

„Hit bludd von Zabern, Herr Vikar, awwer von Stroßburj bin i abgemarschiert."

„Von Stroßburj? Na — un wo willscht hin?" Der gute Mann brachte diese kurzen Fragen fast zaghaft heraus, als fürchtete er sich, etwas Absonderliches zu erfahren.

„Nirgeds hin," antwortete 's Meikatel kurz.

„Nirgeds hin?!" rief der Vikar und blieb einen Augenblick stehen. „Jo, du muscht doch als e G'schäft oder e Verrichtung h'en?"

„A jo, e Verrichtung hab' i schunn — haha!" Und es ließ wieder sein glöckchenhelles Lachen erschallen. „Gelle Se, des möchte Se wohl wisse?"

„Aimol! Ebs Böses kann's donnit sin. Du bisch e güets Maidli, nit wahr, Meikatel?"

„Merci — wenn S' mi so ästimiere, muß i's 'ne schunn saue. Eh b'en, i geh' mer e Mann süche."

„E — Mann — süche?! Sackerlot, des isch mer awwer doch nimmer arriviert, in mi'm ganze Lewe nit — Sankt Maria-Joseph — wott bisch für e Maidle, Meikatel!" stotterte der verblüffte Vikar, ließ ihre Hand los und blieb wieder stehen.

's Meikatel aber war gar nicht verlegen, sondern blickte ihm frei und vergnügt in die weit geöffneten Augen. Es klopfte ihm gemütlich auf den Rücken und sprach: „'s wundert Se, glaub' i, Herr Vikar, daß d' Jumpfere anfange of de Werwerei ze laufe? No, wil Se so e braver Pfarrer sin, will i's 'ne verzähle."

Und ohne eine weitere Einladung abzuwarten, plauderte es mit seiner weichen, einschmeichelnden Stimme munter darauf los.

„Voyez-vous, i hab' e Schatz g'hett, e so e brave Mannskerl, as wie 's nit viel gebt. Er isch us unserm Ort g'sin un mer h'en schunn lang mitsamme scharmiert g'hett un d' Lieb isch immi größer un immi größer g'worrn, bis mer uns versproche h'en. Viel het er nit Geld un Gut g'hett un i au nit, awwer wemmer schmal g'wirtschaft' un i noch flissig g'schafft hätt', wär's schun nosso 'gange. Er isch Postillion g'sen, wisse Se, un i hab' 'ne so lieb g'hett." Bei diesen letzten Worten ergriff 's Meikatel wieder des Vikars Hand und drückte sie heftig, um so ihrer überquellenden Empfindung einen Ausweg zu verschaffen. Dann fuhr es fort: „Na, un d' Hochzeit isch schunn feschtg'setzt g'sin; im schwarze Kaschte hammer schon acht Daa g'hängt g'hett, do fahrt er de Owediligence of Molsheim retour, un of de leschte Brück vor der Stadt bricht e Rad un min Schatz keit vom Bock über d' Brück in d' Bach, der ganz trocke un voll Stein isch g'sin, un — bricht sich's G'neck."

„Jesus-Maria!" rief der Sexack aus und wollte eben anfangen, das Mädchen durch freundliche Worte zu beruhigen, denn er hatte gespürt, wie ihm während der Erzählung die Thränen heraufgestiegen waren.

Aber 's Meikatel, anstatt zu weinen, fing vielmehr plötzlich laut und schallend zu lachen an, so

daß er erschrocken zusammenfuhr und ernstlich böse schalt: „Geh', schäm' di, Meikatel. Mit so epps treibt mer nit fini G'spaß."

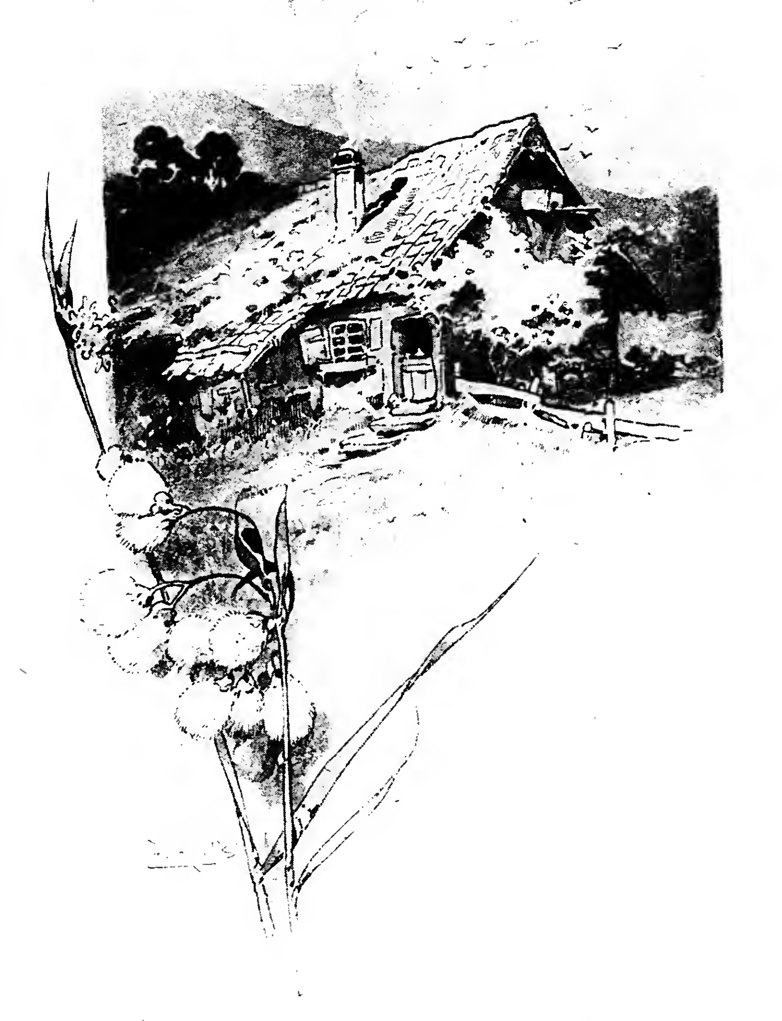
„'s isch schunn ken G'spaß, Herr Vikar," fiel das Mädchen rasch ein und machte wieder ein ernstes Gesicht, und die nassen Augen bezeugten sein wahres Gefühl. „Mais, que voulez-vous, was welle Se? Wenn i emol anfang' un de Thräne laufe los un immi dran denk', wie se de dote Schambedissel getraue bringe, da müeßt' i mi ze Doot pfuuße, denn was i mach', mach' i gründli, und wenn i mi ze Doot pfuuße thät, derno kriejd' i ken Mann!"

Das sagte 's Meikatel sehr ernst und mit tiefer Überzeugung.

Der Sexack blieb wieder stehen, schüttelte mit dem Kopf und wollte reden, brachte es aber nur zu einem kurzen „jo" ... dann schaute er wieder zu dem schönen Mädchen auf und wußte nicht, ob er's für Ernst oder Scherz nehmen sollte. Und 's Meikatel ließ sein Bündel sammt seinen Schuh und Strümpfen zu Boden fallen, legte die Hände über den Schoß zusammen, und stand da wie in fromme Gedanken versunken. Dann sagte es mit niedergeschlagenen Augen, indem eine liebliche Röte seine vollen bräunlichen Wangen übergoß: „Ach, Herr Vikar, err geistliche Herre wisset nit was d' Lieb' isch. So gebt's ken G'fühl of der ganze Welt, as wie d' Lieb' isch. So lang min Schambedissel mir guet isch g'sin, bin

i mer ganz andersch vorkumme as wie eh: so brav, so frumm, so alewil buschberli! Un wenn er mi in sini Arm genomme un mi an sin Herz gedruckt het, do hätt' i in gar ken Paradies kumme welle, wenn i bludd immi hätt' drin bleiwe möge. Saue Se nix, Herr Vikar, err wisset nit, wie's isch! Un wie er doot isch g'sin hab' i gedenkt: Du arm's Maidli, wott isch jetz din Lewe? Wenn de niemes lieb hescht un ken Schatz un ken lieb's Kindele, wurrum lebscht? D'Weibslit, hab' i gedenkt, sin da, um daß se erre Männer lieb hen un de Kindele ofzeihe, nit wahr, Herr Vikar? Un ‚d' Lieb isch 's Gröscht,' saat d' Schrift. Und d' Lieb isch 's Einzigscht, saa' i, Herr Vikar, für's Wibsvolk. 's isch unsre B'stimmung, wie unser Pfarrer emol g'saat het. Un do hab' i gedenkt: geh hin, Meikatel, bisch g'scheidt un erfüll dini B'stimmung. Dnoh hab' i mer numme luschtige Sache gedenkt, bis i als wedder gelacht hab', un derno bin i mit Lache unter d' Lit gange un hab' mi nooch aim umg'schaut, wo i gern hen meecht'. Awwer de dumme Maidli us'm Ort h'en mi gehaßliert, wil i als eso gelacht hab', un d' Mannslit sin mer us'm Wej 'gange, wo se mi g'sehn h'en. Na, 's het mer au nix verschlage, g'falle hätt' mer doch kenner eso wie de Schambedissel. Awwer wi i halt alegelde hab' an luschtige Sache denke müen, do sin mer am End d'luschtige Sache am Ort rar geworre un i hab mi changiere welle. Min Vadder het g'saat — 's isch

min Stiefvadder, wisse se — ich soll ins Frankrich gehe, nooch Baris un Fortüne mache, as wie andre hübsche Maidli — awwer des isch nit noch minem Guh g'sin, un drum bin i of Stroßburj 'gange un hab' mi in Service verdingt. I bin in e nobles Hus kumme, was ime höche employé ze aie isch g'sin, des isch e Prüssien g'sin und het kenn Wib und ken Kind g'hett, nix as sini drei Schwestere, wo alli drei alt gäke Jumpfere sin g'sin, die h'en des lieb Brüederli g'hegt und gepflegt un nimmi us den Auen gelon. Un wenn er als emol e Nieser gethon het, h'en se'm glich Süpple 'kocht un e warm's fichu um de Hals gewurstelt, daß dem arme Mensche angscht un bang worre isch. Wann er mer emol bekumme isch, het er als wegg'schaut, wie wenn er sich vor mer geniere thät, von wege des G'scheichs, wo d' Mamselle soeurs mit'm g'macht h'en. I mein', wenn's mögli g'sin wär', hätte s'ne am liebschte in e goldene Käfi g'sperrt un 'em Leckerli ze fresse ge'n. Mi het der arm Mensch gedürt, wenn i so de ganze Daa des spitzig G'schwätz von dene drei alt Jumpfere hab' anhöre müen. ‚Arthur' — isch 's gange — ‚du hast heut Nacht wieder gehustet, ich hab's durch die Thür hören können.' ‚Ach', — isch d' Mamsell Amalie derzwische g'fahre — ‚wann wirst du denn endlich lernen, auf deine Gesundheit acht zu geben?' Un d' Selma, wo d' Jüngscht' isch g'sin, het ang'fange zu pflenne un g'saat: ‚Arthur, du hast kein Herz für uns: denke doch





daran, daß du drei hilflose Mädchen allein in der Welt zurückläßt, wenn du stirbst.‘ Jo, so het se g'sproche un ‚stirbst, het se g'seit statt ‚schtirbscht‘; un wenn i hab' de sucre schtampfe solle, h'en se mi g'heißen ‚Zucker stoßen‘. Na, lüege Se, Herr Vikar, da hab' i wedder epps zu lache g'hett, wenn i an mine dote Schambedissel hab denken müen. — Im Anfang sin mine drei Fräule très-charmant zu mer g'sen und habe mir mehr franzöisch barliere welle un

hen's doch wit schlechter 'könnt as i. Des het mer als wedder epps ze lache g'en. E guets Salär hab' i au g'hett, un so het mer's halt nit schlecht behagt."

's Meikatel machte hier eine kleine Pause, blieb stehen und atmete hoch auf, so daß sich der junge Busen stolz hob. Seine Augen glänzten heller im naiven Frohgefühl seiner Schönheit und Jugend, als es nun fortfuhr: „Un wil i na doch ken wischtes Maidli bin, Herr Vikar, do finge d' Mannslit von Stroßburj au ball an, mer anzeklozze un mer ze flattiere un ze scharwenzle. Wenn i mi owes of der Gaß oder of'm rempart promeniert hab', isch als immi e Hüffe Mannsbilder hinten an mer herumg'striche, fra vom Militär, sogar Sergeante sin derbi g'sin. Un de, wo gentil g'sin sin und artli Zwieg'spräch hen halte welle, mit dene hab' i min Plaisir g'hett; de wo awwer importun g'sin sin, de h'en 's spüre müen, wott für Kräft' i in dene Arm' do hab'. E Unteroffizier von Berlin isch do g'sen, wo schunn immi as Schildwach vor der Thür g'stande isch, wenn i mi hab' blicke lon. Der isch arig verschammeriert g'sin un hot emol g'saat: ‚jöttliches Meikatel, hol' mir der Deibel, ick liebe Ihnen; woll'n Sie die Meine sind?‘ Do hab i 'ne g'saat: non monsieur, je ne veux pas de vous, e Mann mit e 're so 'ne dumme Sproch mag i nit. Derno het er am nächschte Owe Elsäßer Dütsch rede welle; do bin i awwer kroddebidderbees geworre un hab' 'ne de Freindschaft

ofg'saat. I hätt' au ken Prüssien g'freit un ken Schwob au nit, un d' Stroßburjer Waggeß simmer nommehnder ungaddi vorkumme un i hab' kene g'funde, wo i hätt' liebe könne. — Na, lang het's so nimmi gewährt mit miner Kondition. Denn lüege Se, Herr Vikar, de drei alte Jumpfere het des großi Wese verdrosse, wo d' Mannslit mit mer gemacht h'en un sin alli Daa giftiger un sürer geworre. Do hab' i mi frili nit arig grämt, wie se mi usgewiese h'en."

„Usgewiese h'en se di?" warf der Sexack dazwischen, um doch einmal etwas zu sagen. „Jo, wie isch denn des kumme?"

„Parplö! des war als wedder epps zum lache, wie des kumme isch," fuhr 's Meikatel fort. „I komm emol zuem gnädige Herr in d' Stub, wie grad die drei Fräule ganz abardi an 'm rumg'arthurt h'en, un seh 'ne do so truri un afligiert an si'm Büreau sitze, daß er mi in der Seel' gedürt het. I geh' also of 'ne zu un karressier' 'm sin Buckel un saa': gnädiger Herr, jetzt will i 'ne ebs saue: des thuet nimmi güet mit dene drei Mamselle, neme Se sich e brav's Wib un lasse de us! Do het er mer 'd Hand g'reicht un het mi so ang'schaut un in si'm G'sicht het's gezuckt, as ob er hätt' grine welle, un sin Mül hat er g'spitzt, as ob er hätt' e baiser h'en welle. Un wil i gemeint hab', 's könnt em güet thun, hab' i 'ne sang Fassong of's Mul g'schmuzt. Do isch na grad d' Manmsell Selma derzue kumme, dere isch 's glich übel worre,

un d' Mamsell Adelheid un d' Mamsell Amalie h'en mi so wischt ang'schnaut, daß i grob worre bin un mine Sache haidebritsch zusamme gepackt hab' un abgemarschiert bin. Un of der Gaß het mi der Herr attrapiert, het mer e Papierl in d' Hand gedruckt un g'saat: ‚Adieu Meikatel!' un isch fortgeloffe wie e Hund, wo e Knoche g'stohle het. In dem Papier sin drei Goldstücker g'sin wo eins fofunzwanzig Franke isch und drin isch g'stande, ‚schreib an mich, wenn du in Not bist, du guetes Meikatel.' Gelle Se, Herr Vikar, des isch e güeter Herr g'sin, ce pauvre diable d'Arthur?"

„Chja — a jo freili," versetzte der Sexack, der mit der größten Spannung zuhörte: „Un jetz, was hesch jetz gemacht?"

„I hab' mine beschte Sunndastaat angezoge un bin in de' Berri g'stiege un von ein'm Ort zum anderi spaziert und hab' flissi Umschau g'halte, wer mer ebbe g'falle könnt'; denn i hab' gedenkt, wo alles so scheen isch, d' Berri, d' Wälder, d' Bäch un alles, da müsse au d' Mensche scheen un brav sen."

„Jo — do bisch also richtig of der Werwerei, Meikatel?" begann der Vikar etwas zaghaft. „Glaubscht denn wirkli, daß e so en enzig's scheen's Maidli den Lauf der Welt umkehre könnt'? denk' doch, des Unglück, wenn du an en Mann kamst, der von diner Lieb nix thät wisse welle, oder gar din güeten Glauben schändli mißbruche thät!"

Da richtete sich 's Meikatel stolz auf, legte seine freie Hand aufs Herz und sprach: „Ens weiß i gewiß, Herr Vikar: wem i emol mine Lieb' schenk', der isch's wert, daß er mi wedder liebe darf. Min Herz betrüegt mi nit."

Der brave Sexack stand wie ein armer Bettler neben diesem schönen Mädchen, das in seiner stolzen Zuversicht auf die untrügliche Stimme seines reinen, liebeskräftigen Herzens etwas hinreißend Hoheitsvolles und zugleich unendlich Anmutiges hatte. Er wußte nicht, was in ihm vorging, was die Erscheinung dieses Mädchens so ergreifend machte, aber sein Herz schlug ihm hoch und seine Augen wurden feucht.

Sie gingen noch ein paar hundert Schritte und keines redete ein Wort, bis sie vor einem hübschen, aber ärmlichen Dörfchen standen, das mitten im herrlichsten Buchenwalde lag.

„So" — sagte der Sexack — „des isch Harreberg, un do hunte lejt Sparsbrot, un do drüwwe lejt Freudeneck. Un g'sich, Meikatel, do harr' i of'm Berj un spar's Brot, bis ich um d' Freudeneck zum Barrediß ingeh — hehehe." Er lachte vergnüglich über seinen alten Witz, den er nun schon seit zehn Jahren machte, so oft er einen traf, der ihn noch nicht gehört haben mochte.

Und 's Meikatel lachte fröhlich mit. Dann hielt es ihm die Rechte hin und sagte: „Behüt Inne Gott,

Herr Vikar; i will noch of Dagsburg. Behalte Se mi in güetem Andenke!“

„A bah, Maidli, du wursch donnit hit owes noch witer welle?“ rief der Vikar ganz erschreckt und betrübt. „Niewohl, nix da! J laß di nimmi fort, du lieb's Deechterle. Kumm mit, i geb' der Nachtesse un derna kannscht bi d' Nachbarin schlofe gehn. Kumm, mach mer emol e rechte Freud un verzähl' mer nomehr so scheene G'schichte. Du babbelst gar so herzig. Na, willscht, Meikatel?“

Es besann sich ein kleines Weilchen und sagte dann, indem es dem Serack die Hand nochmals reichte: „Eh b'en, 's isch recht.“ Dann setzte es sich auf einen Stein am Wege und zog seine Strümpfe und Stiefeln an, worauf sie mitsammen, begafft und bestaunt vom Harreberger Publikum, durch das Dorf nach der Pfarrei gingen. Das Häuschen war von Außen recht hübsch anzusehen. Auf der Sonnenseite war es fast ganz mit Weinreben zugewachsen, so daß die kleinen Fensterscheiben selbst nur wenig durch die grüne Wand hindurchzublicken vermochten. Das Ziegeldach war vielfach schadhaft und die betreffenden Stellen, wahrscheinlich von dem Herrn Vikar selbst, mit leichtem Lattenwerk und Stroh verstopft, auf welchem sich schon das Moos festgesetzt hatte. Unter dem Dache hatten eine Menge Schwalben sich angesiedelt, welche unablässig, kreischend und zwitschernd hin und her flogen. Links von der Hausthüre war ein niederer

Schuppen angebaut, der allenfalls auch einer Kuh oder Geiß und einigem Geflügel Unterkunft gewähren mochte, doch besaß der Sexack kein derartiges Besitztum, außer einigen Tauben. Rechts füllte ein kleiner Garten, in welchem zwischen allerlei Küchengewächsen ein paar schöne Rosenstöcke standen, den Raum zwischen der Pfarrei und dem Nachbarhause aus.

Inwendig aber sah es gar sehr kahl, überbescheiden, ja fast unwohnlich aus. Der Estrich in dem kleinen Vorraum hinter der Hausthüre hatte große Löcher, in denen man sich ohne besondere Ungeschicklichkeit den Fuß brechen konnte. Dahinter lag die Küche, die gar eng war und auf einem Brett an der Wand nur das allernotwendigste Geschirr aufwies. Neben dieser befand sich ein unbewohntes Gemach, wo das Bett der sel'gen Greth, die Fischereigerätschaften des Vikars und im Winter sein Vorrat an gedörrtem Obst untergebracht waren. Gegenüber diesen zwei Gelassen lagen die beiden Stübchen, welche der Sexack jetzt bewohnte. Er führte 's Meikatel in sein Studierzimmer — so nannte er es selbst; was er aber dort studierte, war aus der Bibliothek, welche aus nur sechs Bänden oder Bändchen bestehend auf einem wurmstichigen Schreibtisch aufgestellt war, nicht ersichtlich. Sonst befand sich in diesem Studio, welches übrigens des überhangenden Weinlaubes wegen recht dunkel und dumpfig war, außer zwei hölzernen Stühlen, einem wackeligen Tisch und einem schief-

stehenden Kleiderschrank, als zu Zwecken der Bequemlichkeit dienend, nur noch ein recht sehr unansehnliches Sofa vor, welches die Elastizität der Jugend nicht mehr kannte, sondern widerstandslos jedem auf dasselbe gemachten Eindruck nachzugeben gezwungen war. Den Bilderschmuck dieser geistlichen Behausung vertrat eine jener abstoßenden Darstellungen des Leidens Christi, wie die rohe Phantasie des katholischen Nordens sie von altersher hervorzubringen pflegt.

's Meikatel sah sich in diesem ungemütlichen Raume um mit einem Gesicht, als ob es schon bedaure, der Einladung des Vikars gefolgt zu sein.

Dieser mußte ihm dergleichen wohl anmerken, denn er sagte mit einem Seufzer: „Jo, min Kind, wohlhäbi wie in dene riche Burehüser siecht's hie nit us. Bi der Nachbarin drübe, der Madame Gangertin, wurd der 's schunn besser g'falle. Für mich isch des do güet g'nug eso."

„A bah, des macht nix," sagte 's Meikatel, setzte aber, nachdem es sich auf des Sexacks Aufforderung auf den Sofa niedergelassen hatte, hinzu: „'scusez, Herr Vikar, awwer gar so pauvre bruchte Se doch au nit ze lebe. 's isch jo grad eso, as ob Se für en Erb ze sorje hätte. Hen Se ebbe Anverwandte, wo süpportiert werde müen?"

Der Sexack, der auf einem der harten Stühle vor dem Sofa saß, stützte seine Ellbogen auf die Kniee und legte seinen grauen Kopf in die hohlen



Hände. Er blickte starr zu Boden und klopfte leise mit den Fußspitzen auf die Diele.

„'s isch als epps von sonigi Dings", sagte er nach einer Weile ohne aufzublicken und mit etwas unsicherem

Ton. „Schau, du hesch mer so vertrauli dini Gedanke g'offenbart, daß es e rechte Schand wär, wenn i der epps unwaies vormiechdi. I hab' frühjer e Sünd begange, wo mer der Herrgott nit pardoniere könnt', wenn i net selbscht min Bußfertigkeit zeige thät. I hab' gebeicht' un Absolution empfange, awwer min Gewisse het mer als doch ken Rüh' gelon, un do hab' i den Herrn Bischof unterthänigscht ersucht, mie hie drowwe in der schlechte Stell bis an mine Hintritt verharre ze lon, un hab' mer derzu au noch die Pönitenz oferlegt, daß i von mi'm geringe Salär donnoch zosammespare wollt', wott i könnt', um daß i doch nooch mi'm Tod denen wo ich Übles gethan hab' epps Güets anthue könnt'."

Er schwieg und 's Meikatel fühlte sich so eigentümlich bewegt, daß es auch keine Worte finden konnte. Es schaute den Sexack mit lächelnder Rührung an und bemerkte, wie allmählich sich das Wasser in seinen Augen sammelte und dann dem einen eine dicke Thräne entquoll und langsam über die runzelige Wange lief. Da streckte das Mädchen seine Rechte aus, und der Vikar legte die seinige hinein und ließ die Thräne laufen.

„I hab' sonscht grad ken großi Ursach', dene geistliche Herre epps ze Lieb' ze thuen," sagte 's Meikatel — „awwer für Se, Herr Vikar, will i bete, wenn Se's noch bedürftig sin."

Mit einem ängstlich fragenden Blicke sah der

Vikar zu ihr auf und sagte: „Wot hesch denn für Leid erfahre von dene geischtliche Herre?"

„Des darf i nit verrate," antwortete 's Meikatel und wurde dabei dunkelrot. „Ich hab's mim Müederli uf'm Sterbebett versproche, daß i's kene Mensche saue will."

Der Vikar sah die dunkle Röte sich über des Mädchens Wangen ergießen, zog seine Hand fort und ballte sie fest mit der andern zusammen; seine Lippen bewegten sich, als ob sie ein Stoßgebet sprächen und seine Arme zitterten. Dann stand er auf, ging ein paarmal rasch in dem engen Stübchen hin und her und blieb zuletzt bei dem Sofa stehen. Er legte eine Hand auf die Lehne desselben und blickte zum Fenster hinaus über des Meikatels Kopf hinweg, als er die bebende Frage that: „Maria Katharina Habenschott heischt du?"

's Meikatel wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Eine plötzliche Angst überkam es. Es wäre am liebsten davongelaufen, sowie es sein überraschtes und halb unwilliges „ja" gesagt hatte. Aber gerade, als es sich erheben wollte, that der Vikar seine zweite Frage:

„Wie hieß dini Müeder, eh sie e Habenschott wurde?"

„Herr Vikar!" rief das Mädchen laut. „Wot wisset Se?"

Und der Vikar that seine dritte Frage:

„Du bisch nit in Molsheim gebürtig, Meikatel, nit wahr, du bisch . . .“

Da fiel es ihm, rasch aufspringend und mit funkelnden Augen ihm gegenübertretend, in die Rede: „Un du — bisch — der Sexack?“

„I bin der Sexack.“

's Meikatel wurde ganz blaß. Es preßte seine Lippen zusammen und seine großen Augen leuchteten heller im Zorn. Kühn aufgerichtet, den rechten Fuß vorgesetzt und die geballten Hände gegen die wogende Brust gedrückt, herrlich anzuschauen in seiner kräftigen Schönheit, so stand es dem gebeugten, zitternden Manne gegenüber, der — sein Vater war.

Lange sprach keines ein Wort, bis endlich das Mädchen seine Fäuste von der Brust nahm und sein auf dem Tische liegendes Bündel ergreifend fast unmerklich bebend sagte: „Mini Müeder het Inne alles vergesse un vergebe.“

„Un du, Meikatel, un du?“ rief der Vikar und trat auf sie zu.

Da wandte sie sich noch einmal zu ihm um und sagte mit erhobener Stimme in leidenschaftlichem Ton: „Wenn e Maidli en Mann so recht lieb het, nachher gebt's em freudi sin Alles hin; wenn awwer e Mann e Maidli nit ehrli liebe darf, dnoh soll er au nix von em begehre.“

Und 's Meikatel nahm sein Bündel und schritt zur Thür hinaus.

Am selbigen Abend hat der Sexack sein Nachtessen nicht angerührt. Vor dem Sofa, wo 's Meikatel gesessen war, ist er lange, lange auf den Knieen gelegen und hat geschluchzt. Das war sein Vespergebet. Und als es Nacht ward, hat er sich angekleidet auf sein Lager geworfen und die Gedanken sind so wild auf ihn eingestürmt, daß er keinen Schlaf hat finden können.

O alle Heiligen, hat er gedacht, so war Eure Fürbitte gar nichts nütze und Du, unversöhnlicher Gott der Gerechtigkeit, zürnest mir noch immer? Oder wäre meines Kindes Stimme nicht Gottes Stimme? Soll ich für sie beten, daß die heilige Jungfrau ihren ungerechten, harten Sinn zu christlicher Vergebung lenke!

Aber nein, das Mädchen hatte recht! Denn er hatte es verschuldet, daß es hinter einem erborgten Namen die Schande seiner Mutter zu verbergen suchen mußte, er hatte ihm den Vater geraubt, indem er sein Vater wurde, er hatte Mutter und Kind aus ihrer Stellung unter den Mitmenschen verdrängt, denn die Mutter war eines wohlhabenden Bauern Tochter gewesen und hatte sich durch ihre Liebe zu ihm um die Möglichkeit gebracht, jemals eines ehrlichen Bauernsohnes Frau zu werden. Sie hatte später gewiß unter ihrem Stande geheiratet, denn wie hätte sich sonst 's Meikatel in die Notwendigkeit versetzt gesehen, als Dienstmagd aus dem Hause zu

gehen? Er wußte nicht, was für Jammer und Elend er über die Frau gebracht haben mochte, er wußte nur, daß der Stiefvater, welcher der Tochter riet, nach Paris zu gehen, um dort „Fortüne zu machen,“ kein Mann von guter Sitte sein konnte. Aber dann drängte sich ihm auch wieder der Gedanke auf, daß es unmöglich eine so große Sünde sein könne, einem so schönen, guten und klugen Mädchen das Leben zu geben wie dem Meikatel, das als ein lebendiges Lob des Höchsten auf Erden wandelte.

Er betete und weinte, er zermartete sein Gehirn und sein Gewissen und fand doch keinen Ausweg, keinen Trost, als etwa den allein, daß die Mutter, die Gute, ihm sterbend vergeben habe. Als er endlich lange nach Mitternacht in einen unruhigen Schlaf verfiel, träumte er nur von seinem wunderschönen Kinde. Er hörte die weiche, volle Stimme, das treuherzige Geplauder, er hörte, wie es die drei Hannöverschen Fräulein und den Berliner Unteroffizier so drollig nachzuahmen suchte — und er lachte im Traum. Als er aber frühmorgens schon wieder erwachte, netzten noch die Thränen sein Angesicht und die bösen Gedanken schwirrten wieder in seinem Haupt.

Er ging in die Kirche und las die Frühmesse; aber er wußte nicht, was er las und was er sagte, denn es schwamm ihm vor den Augen und seine Kniee zitterten. Als er nach Hause kam, brannte ihm der Kopf und er fühlte sich so elend, daß er sich

wieder zu Bett legen mußte. Er fiel in ein hitziges Fieber und lag stundenlang, sich selbst überlassen, denn die Nachbarin konnte nur wenig abkommen von ihrem Haushalt und ihren Kindern.

Er meinte, seine letzte Stunde sei gekommen und schickte nach einem Notar; der mußte ihm sein Testament aufsetzen, in welchem er all das bare Geld, das man in einem kleinen verschlossenen Kästchen in seinem Schreibtische finden werde, der Maria Katharina Lamm, genannt Habenschott, in Molsheim vermachte.

Aber seine Natur war doch stärker als das Fieber und machte ihn wieder gesund. Er versah sein Amt wie früher, sparte entsagungsvoll weiter, arbeitete in seinem Gärtchen und angelte im nahen Bache nach wie vor. Doch war er in den vierzehn Tagen seiner Krankheit merklich gealtert und die harmlose Fröhlichkeit, der er sich vorher so gern hingegeben hatte, wenn ihm auf seinen einsamen Wegen die Schönheit seines Heimatlandes so lachend entgegentrat, die wollte nicht mehr über ihn kommen.

Und die Leute sahen ihm nach und schüttelten die Köpfe.

Es war an einem der ersten Oktobertage desselben Jahres. Die Sonne stand schon recht hoch am Himmel und wärmte mit ihren wohlmeinenden Herbst-

strahlen dem Sexack den Rücken, wie er da auf der Leiter stand und die letzten dunkelblauen Trauben von dem Weingehänge über seinem Studierstubenfenster abschnitt. Die Fensterflügel standen weit offen und von seiner Leiter herab sah der Vikar gerade noch ein Stück der frischgescheuerten Diele, auf welcher die kräftigen Schatten der Weinblätter und Ranken hin und her glitten.

Es war ihm, als hörte er hinten die Hausthür gehen. Schon wollte er von der Leiter steigen um nachzusehen, wer da sei, als er ganz oben unter dem Dache noch eine große schöne Traube bemerkte, welche ihm bisher entgangen war. Er kletterte eiligst hinauf, um sie erst noch abzuschneiden. Wie er sie aber in sein Körbchen gethan hatte und wieder herunterstieg, hörte er, als er gerade vor dem Fenster angekommen war, daß man an seine Stubenthür pochte. Er steckte den Kopf zum Fenster hinein und rief ein lautes: «Entrez!»

Da ging die Thür auf und herein trat — — 's Meikatel, in seinem Sonntagsstaat wie damals und herrlicher als je anzuschauen. Und wie es den Sexack im Fenster sah, streckte es ihm beide Hände entgegen und rief: „Salut, Vadder!"

In des Vikars Herzen that es einen gewaltigen Ruck, so, daß er fast von der Leiter gefallen wäre, wenn er sich nicht noch rechtzeitig festgeklammert hätte Er stieß eine Kette von Lauten aus, die halb wie

Schluchzen, halb wie Jauchzen klangen. Endlich brachte er die Worte: „Ewwezemär! 's Meikatel!“ hervor und stieg, zitternd vor freudiger Aufregung, durch das Fenster ins Zimmer hinein, wo ihm das Meikatel kurzweg um den Hals fiel und ihn küßte.

Ach, das that dem Sexack wohl! Die ganze Stube drehte sich um ihn herum. Er wankte und das Töchterlein mußte ihn stützend zum Sofa geleiten. Da fiel er so schwer in die Ecke, daß die letzte Feder des alten Möbels knackte und einen dumpfen, lang ausklingenden Schmerzenslaut von sich gab.

„Nimm die zosamme, Vadder; jetz isch alles wedder güet,“ sagte 's Meikatel und streichelte ihm die rauhen Backen und den grauen Kopf.

„Hajo! wie isch denn des kumme?“ frug der Vikar, noch zwischen Lachen und Weinen kämpfend.

„So isch's kumme!“ rief 's Meikatel triumphierend und zeigte seine rechte Hand vor, an welcher der goldene Trauring glänzte. „'s isch e garde-forêt, Vadder, e Förschter. I bin vorusgerennt, um daß i der alles verzähle könnt, un er verwilt sich noch e Stündel in Dagsburg, dnoh kummt er her un derno muscht ess kopliere, Vadder. Bim Maire von Wangeburg sim'mer schun g'sin, un's certificat de mariage hab' i im Sack. Gsich, voilà!“

Sie zog das Papier aus der Tasche und entfaltete es sorgfältig.

„Do, attente, Vadder: Wangenburg den foften

Oktober achtzehnhundertundneunundsiebezig — un so witer — na — un do steht's: Die Maria Katharina Lamm, genannt Habenschott, Tochter der Maria Josepha Lamm aus St. Pilt im Oberelsaß, dreiundzwanzig Jahr alt, un der Förschter Jean Basil Gottlieb George Trautner, dreißig Jahr alt, aus Wangenburg im Unterelsaß — ach, Vadder, i kann der gar nit saue wott i eso kezzerli häwi bin!"

Sie warf das Papier auf den Tisch und drückte des Vikars Hand. Darauf zog sie glücklich lächelnd eine kleine goldene Uhr, welche an einer langen goldenen Kette um ihren Hals hing, aus dem Mieder und sagte darauf blickend: „Jetz währt's numme dreiunvierzig Minüte bis der George kummt. Gsich, Vadder, des Ührl het mer der Arthur geschenkt, wo ich 'ne geschriewe hab', daß i Hochzit mache will. Un das silbere Medaillon do, des het mer der George verehrt mit si'm Porträt drin. Lüeg — des isch er; awwer er siecht viel, viel scheener us!" Dabei hatte sie das Medaillon aus dem Busen geholt und wies nun dem Vater den schlechten kleinen Kopf hin, aus welchem man nur ersehen konnte, daß ihr George einen großen Vollbart hatte.

„Gell du, 's isch e hübscher Mann?" frug sie und lachte glückselig auf, indem sie das Medaillon wieder zudrückte und an seinen warmen Platz zurücksteckte.

„Du lieb's Kindele," sagte der Sexack und

streichelte ihren Arm. „Awwer nu sag' mer als gschwind, wie de ne kriejt hesch, sonsch isch er do, eh ich epps dervon weiß."

„Na schau, Vadder," hub's Meikatel weiter zu plaudern an: „Wie i als im Juni fortgange un in Dagsburg iwwer Nacht gebliewe bin, do hab' i gedenkt: 's isch donnit recht von der, daß d' im Vadder, dem dini Müeder vergebe het, so de Buckel g'wendt hesch. Wie müß es dem arme Mann ze Muet sen, der nimmi ken Maidli embrassiere darf! Und dnoh hab' i gedenkt, daß mer doch im Grund ke'm Mensche d'Lieb' verbiete dürf', wil d'Lieb' sich nix kommandiere loßt. Awwer wie i am lendemain hab' retourniere welle, hab' i's donnit gekönnt und hab' Bech g'en un mi resolviert, daß i der alles vergesse un vergebe will, wenn i en ehrliche Mann fänd', wo mer sine ehrliche Name gebe un ken Anstoß an miner Geburt nehme thät. Un i hab' zur Sainte Vierge gebet' un e paar Altarkerze gelobt, daß s' mi de Mann recht recht ball finde loßt. Un derno bin i mit'em güete G'wisse of Wangenburg gemarschiert, hab' mi awwer derbi so arrig verloffe, daß i nimmi us un in gewißt hab', bis i angfäng am Nohmedaa schier gschwach vor Hunger un mit weihe Füß an e Forschthus kumme bin, wo se mi güetig ofg'nomme un restauriert h'en. Do het na der George Trautner mit si'm Müederli un im Knecht ganz allein logiert. Angfäng, Vadder, i will's kurz mache" — 's Meikatel zog wieder seine

Uhr heraus — „In einundrissig Minüte kummt er als — wie ich en enz'ge Stund' mit 'em zosamme g'sin bin, hab' i gewißt, daß der 's wär' un ken andere of der Welt. Un do hab' i's 'ne glich saue welle, awwer — i hab' donnit 's courage derzu g'hett. Grad wenn i's hab' saue welle, bin i als krebsrot worre un hab' min Mül nit ofbringe könne. Am lendemain, wo i genächtigt un mi g'stärkt hatt' un mine Füß wedder kuriert g'sin sin, hab' i ken prétext zum Verwile g'hett un bin mit Gruß und scheen Dank wedder aabaschet. Un der George het mi of de Wej bracht of Wangenburg un het ken drei Wörtle g'sproche un mi als immi ang'schaut, as wenn er gern epps fraue möcht'. Un mer het's Blüet wie Füer in de Backe g'finklet un in de Ohre het's e G'surrs un e Geböbbels g'en — awwer i hab's ne donnit saue könne, wie lieb ich ne hätt'. Un am nächschte Kryzwej, wo's of Wangenburg g'führt het, do simmer mit 'em behüet Gott un Händedruck usenander 'gange, as wenn's ken Wiedersehe gäb'. Un wie der George ums Eck verschwunde isch, hab' i mi an de Wej g'setzt un grint as wie e rechti Dotsch un hab' mi g'schämt vor mer selbscht, wil i so höchgemut us'gange bin, mer e Mann süche, un wie i 'ne g'funde hab', hab' i donnix g'saat. Dnoh hab' i gedenkt: sollscht jetz aabasche un din Glück d'hinte lon un de George nimmi widersehn? Zeletscht hab' i mi resolviert, daß i in Wangenburg verwile will, wo der George oft

ze schaffe g'hett het, daß er mi dorte viellicht rencontriere möcht' un sin Lieb' offebare; denn daß er mer güet isch g'sin, des hab' i ganz gewiß gewißt. Na hat sich's au grad so g'füegt, daß im hôtel in Wangenburg e fille de chambre g'fehlt het. Do hab' i mi offeriert un bin au dorte plaziert worre. Un des isch min Glück g'sin, denn der George isch wirkli kumme, un wie er mi dorte gewißt het, isch er immi öfter kumme un — am letschte juillet het er mi g'fraat un i hab' ‚ja' g'saat."

Sie hielt ein Weilchen inne, um wieder nach der Uhr zu sehen.

„Noch siebeunzwanzig Minüte," murmelte sie und fuhr dann laut fort: „Ich hab' em George tut switt g'saat wie 's mit miner Herkunft b'schaffe isch, awwer des het 'ne gar nit geniert. Sin' Müeder isch's awwer donnit recht g'sin un se het err Konsens nit ge'n wolle, wil i bludd e Dienschtmaud un se von güetem Stand isch g'sin. Wie awwer der Sohn nit von mer het lasse welle, do het se sich heimli in Molsheim un in Stroßburj bi alli, wo mi 'kennt h'en, nooch miner conduite umgethon, un wie 's alli bericht h'en, daß i allegelde brav g'sin bin, do het se zeletscht doch err Konsens ge'n — un geschtern isch unseri Hochzit g'sin, un min Gebet isch erfüllt un i kann der von ganzem Herzen alles vergesse un vergebe un will di as mine liebe Vadder bis an min sel'ges End allewil ästimiere un verehre — Amen!"

's Meikatel hatte immer schneller gesprochen, um rasch zum Schluß zu gelangen. Dann gab es dem Vater einen Kuß und wollte darauf eben wieder nach der Uhr schauen, als draußen Männertritte hörbar wurden. Da horchte es hoch auf, lief an die Thür, riß sie auf und flog ihrem „Schorsche" an den Hals, der eine Viertelstunde früher gekommen war, weil er's vor Sehnsucht nach seinem jungen Weibe nicht mehr hatte aushalten können, und der jetzt sein Meikatel umarmte, als seien sie wer weiß wie lange getrennt gewesen.

Dann zog seine Frau Försterin ihn in die Stube hinein und rief triumphierend: „Vadder, do isch er schunn! Des isch der George Trautner, min Mann."

Und dabei stemmte sie die Arme in die Hüften, stellte sich neben den Serack, dem vor Freude die Thränen stromweis die Wangen hinunterliefen, und beschaute mit ihm den großen, starken, hübschen Mann mit dem stattlichen blonden Bart. Und dann fiel sie ihm wieder um den Hals und küßte ihn ab, daß es schallte, und jauchzte zwischen den Küssen laut auf: „Gsich, Vadder, eso lieb hab i 'ne!" . . .

Und damit ist die Geschichte wohl zu Ende. Der Serack lebt in Seelenruh und Bequemlichkeit und sein schönes Töchterlein kommt oft nach Harreberg hinauf, um zum Rechten zu sehen.

Es ist mit seinem Jean Basil George Trautner sehr glücklich geworden und sie haben sich immer noch herzlich lieb — und ihren Buben dazu. Behüt sie Gott alle mitsammen!

